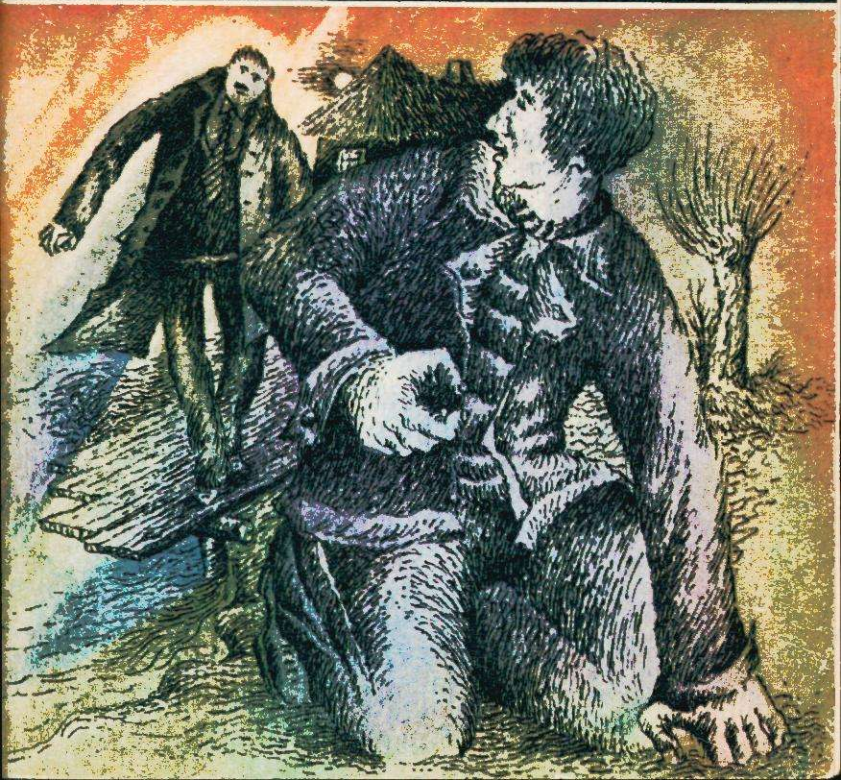
BLAULICHT

192

Gerhard Johann Ermordung einer Großmutter ★★★



Blaulicht 192

Gerhard Johann
Ermordung einer Großmutter

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Der Junge kommt mir bekannt vor. Er scheint öfter hier herumzulungern. Doch „Herumlungern“ — das paßt nicht zu seinem Äußeren und seiner Haltung. Er geht gerade, beinahe könnte man sagen „gemessenen Schrittes“. Seine Stirn ist hoch, das kurze Haar liegt, von Wasser oder Pomade gesteift, glatt am Kopf, die Nase ist lang und schmal. Nun könnte man meinen, er habe einen zusammengekniffenen Mund — passend zu der schmalen Nase —, doch das stimmt nicht. Er hat volle Lippen, fast wie die einer jungen Frau, doch sie geben seinem Gesicht nicht jenen Zug freundlicher Harmlosigkeit, den man gern darin fände, sondern eher eine Prise Arroganz. Erstaunlich ist, daß er einen maßgeschneiderten Anzug trägt. Der Stoff, grau, mit feinen hellen Streifen darin, könnte zu einem älteren Musikdirektor passen, der einen sommerlichen Kuraufenthalt verbringt. Das Hemd des Jungen hat die Farbe frischer Orangen, die Krawatte ist saatgrün. Man traut seinen Augen nicht, doch es stimmt, er trägt einen Binder, dieser etwa Dreizehnjährige, und das an einem schönen Sommertag.
Wer wollte angesichts einer solchen Erscheinung also von „Herumlungern“ reden? Es ist fast überflüssig, einen Blick auf seine Schuhe zu werfen, sie sind ebenso

makellos wie sein sonstiger Aufzug, schwarz, Boxkalf, ohne ein Stäubchen. Wie bringt er das zustande auf diesen staubigen Wegen.

Ist es verwunderlich, daß ich mich frage, wie dieser Junge gerade hierher kommt? Der See bildet an dieser Stelle eine etwa dreißig Meter breite Bucht und ist ziemlich tief, so daß sich kleinere Kinder hier kaum aufhalten. Das Ufer ist rundum von Erlen und Weidenbüschen bestanden, nur eine schmale Stelle ist ausgetreten. Ein niedriger Steg ragt ins Wasser, die Achtzehnjährigen springen von ihm, als sei er ein richtiger Turm. Einige Mädchen sitzen ständig auf dem Sand des unbewachsenen Uferstücks und schauen den Springern teils interessiert, teils gelangweilt zu.

Ich bin mitunter an dieser Bucht, der Weg um den See ist reizvoll, und obwohl ich kein begeisterter Spaziergänger bin, laufe ich ihn dann und wann ab, aus dem Gefühl heraus, damit etwas für meine Gesundheit zu tun.

Unter den anderen am See wäre er mir nie aufgefallen, aber dort, im Hintergrund zwischen den Kiefern, und noch dazu in diesem Aufzug. Er schaut zu mir oder zur Badestelle, ich weiß es nicht genau, habe aber den Eindruck, daß er mich beobachtet. Soll ich ihn ansprechen? Wie denn? Es ist doch nett hier? Schönes Wetter, das Wasser ist gewiß warm und der Wald kühl — und was es sonst an Banalitäten noch geben könnte?

Ich schweige lieber, wenn mir nichts Gescheiteres einfällt.

Die Badestelle ist heute nicht übermäßig besetzt. Ich sehe auf die Uhr, es ist zehn Minuten nach vier. Die Schule müßte längst vorbei sein. Wer weiß, was die noch vorhaben, die sonst hier liegen und springen und

schwimmen. Es ist unwichtig, sie werden später kommen, denn die Tage sind lang zu dieser Zeit unmittelbar vor den Ferien, und sie sind freundlich und warm.
Der Junge steht unbeweglich zwischen den Kiefern und schaut herüber. Nein, ich werde ihn nicht ansprechen, schließlich sind wir nicht zwei Menschen, die sich plötzlich in der Arktis begegnen, allein und weitab aller menschlichen Siedlungen. Ich werde einfach weitergehen und ihn übersehen. Ein wenig schiele ich doch zu ihm hinüber, um zu prüfen, wie er darauf reagiert. Es ist ihm nichts anzumerken.
Ich bemühe mich, die lautlose Begegnung zu vergessen, und folge dem Weg, der sich jetzt vom See entfernt und tiefer in den Wald eindringt. Die Kiefern rechts und links mögen zwanzig oder dreißig Jahre stehen, nicht länger. Da sind Schritte hinter mir. Ich wende mich um, denn Schritte im Rücken sind immer etwas Unheimliches, und sehe, daß der Junge mir folgt.
Er rennt nicht, er geht, bewegt aber die Beine in einem kurzen Rhythmus und mit unbeschreiblicher Präzision. So laufen Roboter in utopischen Filmen. Ich sehe keinen Anlaß, ihm entkommen zu wollen, und behalte meinen gemächlichen Schritt bei. Was mag er vorhaben? Folgt er mir nur so?
Nun ist er neben mir, bremst sein Tempo ein wenig, der Weg ist breit genug für uns beide, er überholt mich nicht, sondern bleibt an meiner Seite, auf gleicher Höhe. Er scheint etwas Mühe zu haben, seine Schrittgeschwindigkeit an meine anzugleichen, und wirkt deshalb wie ein Pferd, das einen schweren Wagen auf abschüssigem Weg aufhalten muß.
Nun betrachte ich ihn unverborgen. Er beantwortet auch

diesen Blick nicht, läßt sich jedenfalls nichts anmerken. Das beginnt mich zu ärgern. Solche Hochnäsigkeit, zumal von Minderjährigen, geht mir gegen den Strich. Was sind das für Typen, die sich so aufführen, als schulde man ihnen etwas, als sei man auf ihre Großmütigkeit angewiesen. Schlimm genug, wenn sich ausgewachsene Menschen so benehmen.

Ich will auffahren, ihm gehörig die Leviten lesen, das scheint ihm zu fehlen, doch ich beherrsche mich. Ist es etwa verboten, auf einem öffentlichen Weg zu gehen? Schließlich tut er mir nichts, er läuft neben mir, vielleicht hat er Furcht, allein durch den Wald zu gehen, das soll es geben. Es wäre auch denkbar, daß ihm irgendwo einige Altersgenossen auflauern, um ihn zu hänseln oder zu verprügeln, wundern würde es mich nicht bei dem Aufzug, mit dem er hier an einem so schönen Sommertag umherläuft. Ich werde ihn gar nicht beachten, mag er doch neben mir hertrotten, einmal muß er sich wohl von mir trennen.

„Sie", sagt er plötzlich, und gleich darauf noch einmal: „Sie."

Damit höre ich seine Stimme zum erstenmal, sie ist sanft, fast mädchenhaft. Aber, was heißt hier: Sie? Ist das eine Art, ein Gespräch zu beginnen? Ich werde ihm zeigen, daß ich mich nicht so einfach manipulieren lasse. Ich werde dieses alberne „Sie" ignorieren.

„Hören Sie doch mal, ich will Ihnen etwas sagen."

Na also, er kann auch vollständige Sätze herausbringen, das hört sich schon anders an. Doch ich verspüre keine Lust, mich geschlagen zu geben. Ich laufe einfach weiter, ahne aber schon, daß ich das doch nicht durchhalte. Mein Trotz schmilzt immer viel zu schnell, ich kenne mich,

denn ich bringe es nicht fertig, einen Menschen mit Nichtachtung zu strafen.
Während ich gedanklich schon die Brücke baue, über die unsere Verständigung gelangen könnte, spricht er — ganz unbeteiligt — jenen entsetzlichen Satz, der mir den Atem stocken läßt und mich erneut sprachlos macht: „Ich habe meine Großmutter ermordet."
Er schreit es nicht heraus, flüstert aber auch nicht, es klingt ganz normal, klar und verständlich. Mehr noch als zuvor merke ich, daß er eine angenehme Stimme hat, viel zu angenehm für das, was er sagt. Erlaubt er sich jetzt nach dem schweigenden Gerangel einen makabren Scherz? Ich spüre, daß ich zornig werde. Er wiederholt seinen Satz noch einmal mit der gleichen sanften Stimme: „Ich habe meine Großmutter ermordet. Und Sie sind der einzige, der es weiß."
Nun muß ich reagieren: „Jetzt reicht es aber. Du läufst neben mir her und machst ein Gesicht wie eine Filmschauspielerin, die aus Versehen einen Schluck Brause getrunken hat, und dann tischst du mir aus irgendeiner deiner Launen heraus solch einen Blödsinn auf. Was hat das zu bedeuten?"
„Ich habe meine Großmutter ermordet. Ich sagte es bereits zweimal, und wenn Sie es mir nicht glauben, dann ist das allein Ihre Sache."
Der Junge scheint einen Defekt zu haben.
„Du hast deine Großmutter ermordet?" wiederhole ich. „Du hast das wohl geträumt oder im letzten ‚Polizeiruf 110' gesehen?"
„Es ist Tatsache", meint er ohne jede Erregung, und zu allem Überfluß gibt er seinen Satz, den ich schon nicht mehr hören kann, noch einmal zum besten. Das klingt so

wie „Ich habe ein Brötchen mit Erdbeerkonfitüre gegessen".
„Du hast keinen Menschen ermordet und auch nicht deine Großmutter."
Ich bin in Fahrt, weil ich merke, daß ich ihm schon halb auf den Leim gegangen bin. Gleich wird er „April, April" rufen oder einen ähnlichen Unsinn, und dann wird er davonlaufen.
Doch nichts dergleichen geschieht. Statt dessen höre ich ihn sagen: „Soll ich Ihnen erzählen, wie ich es gemacht habe?"
Ich wehre mich gegen dieses unwürdige Spiel, aber ich werde ihn nicht los. Er geht weiter neben mir, bleibt auf gleicher Höhe und bemüht sich jetzt sogar, die gleiche Schrittlänge zu machen. Ärgerlich, dieses synchrone Gehabe.
„Und wenn du es getan hast, was geht es mich an? Stell dich doch der Volkspolizei oder geh zum Kreisgericht! Oder erzähl es deinem Vater, vielleicht bringt der dir dann auf geeignete Weise Benehmen bei!"
„Sie glauben mir also nicht?"
„Nein."
„Gut, dann hören Sie zu, ich erzähle Ihnen meine Geschichte — so nennt man das doch? Ich bin ein biologisches Wunder. Ich sage Ihnen, warum. Ich bin das Kind meiner Großmutter. Sie hat mich im Alter von etwa sechzig Jahren gezeugt, empfangen und geboren, ich habe weder Vater noch Mutter, ich habe nur eine Großmutter. Von der stamme ich her, und zu ihr kehre ich Tag für Tag mehrmals zurück. Diese Großmutter ist alt, ist lieb und weise und ist gütig und natürlich erfahren, urerfahren sozusagen. Sie hat in der Tat keinen

einzigen Nachteil, sie hat nur Vorzüge, und deshalb habe ich sie umgebracht."

Womit habe ich es verdient, dieses krause Zeug anhören zu müssen. Der Junge muß krank sein. Sicherlich ist er intelligent, vielleicht überstudiert, so etwas soll es geben.

Während ich nachdenke, hält er sich weiter an meiner Seite. Ich bin bestrebt, nichts von dem, was seine Worte bei mir bewirkt haben, nach außen dringen zu lassen. Wenn er schon glaubt, mit mir machen zu können, was ihm einfällt, so werde ich ihm nicht noch Anlaß geben zu triumphieren. Er ist ein Spinner, dabei bleibe ich. Mag er aufspielen, soviel er will, ich werde nicht tanzen.

„Wenn Sie gute Nerven haben, dann erzähle ich Ihnen mal, wie ich die Alte erledigt habe. Haben Sie gute Nerven?"

Jetzt langt's.

„Du bist ein Schwätzer. Hörst du? Ein verdammter Aufschneider bist du, ein boshaftes kleines Insekt, das gern stechen möchte und nicht recht kann..."

„Ich weiß", kontert er mit seiner öligen Mädchenstimme. Mein Wutausbruch lockt ihn nicht aus der Reserve. „Und ich weiß mehr als Sie, vor allem, daß meine Geschichte nicht erlogen ist. Sagen Sie selbst, was hätte ich davon, Ihnen zu erzählen, ich sei über meine liebe Großmutter hergefallen, um sie ins Jenseits zu befördern, und — es stimmte gar nicht, was hätte ich davon? Dann wäre ich der Spinner, für den Sie mich halten, der Narr, der Aufschneider, einer jener grünen Knaben, die nicht mit ihrer Vorpubertät fertig geworden sind. Ich warne Sie: Vorurteile trüben den Blick. Vielleicht haben Sie recht, aber Sie tun gut daran, mir auch — sagen wir —

neunundvierzig Prozent für die Wahrscheinlichkeit meiner Aussage zuzugestehen, denn was ich Ihnen erzählt habe, ist die Wahrheit, die reine Wahrheit."
Er hebt tatsächlich die rechte Hand hoch und spreizt theatralisch drei Finger ab wie zum Schwur.
Er wird mir immer widerlicher. Er ist ein gepflegtes Ungeheuer.
Was aber soll ich tun? Steckt man mitten in einer so delikaten Situation, so überschaut man sie meist nicht. Später läßt sich wunderschön sagen, was man hätte tun sollen.
Ob ich nicht doch zu grob mit ihm umgegangen bin? Es melden sich Bedenken an. Ich habe ihn einen „Schwätzer", einen „Aufschneider" oder ein „boshaftes Insekt" genannt. War das nicht zu emotional? Eigenartig, solche Beschimpfungen liegen mir überhaupt nicht. Jetzt zeigen sie mir an, daß ich auf gar keine Weise Herr der Situation bin, daß ich nicht agiere, sondern reagiere. Es läßt sich wohl nicht verschweigen, daß es der Dreizehnjährige ist, der die Lage beherrscht, indem ich rede oder schweige, wie er es will, indem ich drohe oder schimpfe und damit zeige, daß mir die Überlegenheit, die ich so gern herausstreichen will, ebenso fehlt, wie es mir an Argumenten mangelt.
Der Junge selbst scheint seinen Vorteil klar zu erkennen. Und er kostet ihn sichtlich aus, läßt sich Zeit und läßt mir Zeit für den Gärungsprozeß, in den er mich versetzt hat.
„Ich sehe", sagt er dann, etwas nachsichtig, „Sie haben schwache Nerven. Ich werde Sie also mit Einzelheiten verschonen. Aber einiges ist so wichtig, daß es Ihnen nicht vorenthalten werden darf. Ich habe das Mu-

sterexemplar von Großmutter lange auf diesen Tag vorbereitet, habe sie aus einem alten Weib, was sie ist, in einen Fußabtreter verwandelt. Wie ich das gemacht habe? Sehr einfach. Sie pflegt das Haus und hält es bestens in Schuß. Nehmen wir an, sie hat den ganzen Vormittag gewischt und gebohnert, da komme ich mittags aus der Schule und sehe den Glanz in allen Räumen. Das aber mißfällt mir, denn mir ist gerade nach Unordnung, nach Tohuwabohu. So greife ich mir die große Vase, die am Fußboden steht, reiße die Blumen heraus, zerrupfe Blüten, Blätter, Stengel und streue alles umher, gieße das leider erst frisch eingefüllte Wasser über die Couch und werfe den Tonkrug gegen die Wand. Das sieht schon besser aus, finde ich, ist mir aber noch zuwenig. Ich erinnere mich an eine Flasche mit Getriebeöl in der Garage. Ihren Inhalt gieße ich auf den Teppich und über die Sessel, auch der Tischläufer bekommt einen Rest ab. Die Alte steht wortlos dabei und sieht meinem Treiben zu. Nach solchen Taten oder Untaten — wie Sie wollen — verlasse ich das Haus und gehe spazieren. Kehre ich am Abend zurück, was meinen Sie, was ich da vorfinde? Von meiner Unordnung ist nichts mehr zu sehen, sie hat alles wieder beseitigt."

Wenn das wahr ist, was der so sauber und anständig gekleidete Junge von sich gegeben hat, dann ist er ein Ungeheuer oder — ich will es einschränken — dann ist er dabei, ein Ungeheuer zu werden.

Zweifellos besitzt er die Voraussetzungen, gut und böse voneinander zu unterscheiden. Trotzdem wählt er einen Weg, der jenseits aller moralischen Regeln verläuft. Gewiß sind Verstand und Charakter eines Menschen nicht deckungsgleiche Größen. Die Fähigkeit, Gedanken

zu entwickeln und aneinanderzureihen; scheint er nur zu benutzen, um Böses auszuhecken.
„Sie denken über mich nach, nicht wahr?" Der Junge betrachtet mich überlegen und hochmütig. „Es ist zwecklos, sage ich Ihnen. Es kommt nichts dabei heraus. Hören Sie mir doch einfach zu. Ich erzähle Ihnen alles, was Sie wissen wollen. Und wären Ihre Nerven besser, ich sagte es schon, dann bekämen Sie von mir auch Einzelheiten geliefert. Doch Sie vertragen es nicht. Deshalb werde ich Sie schonen, nur deshalb. — Also: Sie saß in der Küche. Sie sitzt dauernd in der Küche, schält Kartoffeln und putzt Gemüse. Ich kam von hinten herangeschlichen, ganz leise, ich wollte nicht, daß sie schreit, Lärm vertrage ich nicht, Blut macht mir nichts aus, das läßt sich abwaschen, aber Schreie, die hallen einem in den Ohren, auch morgen noch und übermorgen. — Ja, ja, ich mache es kurz, Ihrer schlechten Nerven wegen. Was seid ihr doch alles für armselige Kreaturen. Im Fernsehen, da konsumiert ihr jeden Tag zum Feierabend einen Krimi, schaut aus dem weichen Sessel genüßlich zu, wie Menschen umgebracht werden, nehmt einen Schluck Radeberger, wenn auf der Scheibe einer krepiert, und zündet euch eine Club an, wenn das Blut tomatenrot aufs Pflaster fließt. Stimmt's nicht? Ihr empfindet nichts dabei, ihr habt den Grusel auf eure Langeweile gepfropft und nennt das Entspannung. Ihr seid ja nicht daran beteiligt, das Mißgeschick trifft doch nur die anderen, ihr seid Zuschauer. Pfui Teufel. Wenn ihr aber in die Wirklichkeit gestoßen werdet, dann zieht ihr den Kopf ein, als sei die Wirklichkeit eine dreckige Pfütze, eine stinkende Jauche. Das ertragt ihr nicht, da seid ihr auf einmal feinfühlig, da versagen eure Nerven.

Ist es nicht so? — Kurzum: Ich habe ihr die Kehle durchgeschnitten mit einem großen, breiten Messer. Sie hat nicht geschrien. Gott sei Dank."

„Ich glaube dir kein Wort", sage ich so sachlich und unbeteiligt, wie es mir möglich ist. Es fällt mir nicht leicht, meine Erregung zu verbergen, aber ich muß sie bekämpfen. Ich darf mich nicht von ihm ziehen lassen wie über ein mit Seife beschmiertes Parkett. Ich empfinde meine Lage als mißlich, weil ich sie nicht in den Griff bekomme.

Dieser sauber gekleidete Junge — kann man ihm das wirklich zutrauen, was er da erzählt hat? Ich weiß, daß nicht jeder Verbrecher, sozusagen als Warnung, ein Galgengesicht mit sich herumträgt. Er ist noch zu jung... So jung ist ein Dreizehnjähriger gar nicht mehr, und dieser hier macht nicht einmal den Eindruck, als sei er besonders schwächlich.

Also Zweifel am Motiv? Das ist es. Unterdrückung jeder persönlichen Regung, jedes eigenen Willens, Schikanen und brutal durchgesetzte Autorität von seiten der Eltern, das könnte alles zu solchen Kurzschlußhandlungen führen. Aber von alledem ist doch nicht die Rede. Der Junge gibt selber zu, daß seine Großmutter gütig, geduldig und selbstlos sei — oder war? Wo liegt das Motiv, sie umzubringen?

„Gut", sage ich und versuche, mich zu beherrschen. „Ich glaube dir, daß du es getan hast, daß du deine Großmutter mit dem Messer ermordet hast. Du hast von der Wirklichkeit gesprochen, der man sich stellen soll. Die Wirklichkeit heißt für mich und für dich jetzt, daß wir beide miteinander zur Volkspolizei gehen. Dort wirst du deine Geschichte noch einmal wiederholen."

Diese Wendung trifft ihn offensichtlich etwas unvorbereitet. Er rückt von mir ab. Ich denke, er will türmen, greife nach seinem Arm und sage: „So nicht, Freundchen."
Er will sich losreißen, doch es gelingt ihm nicht, da beugt er den Kopf hinunter und beißt mir in die Hand. Ich stöhne auf und lockere den Griff. Er ist frei und läuft mit schnellen Schritten davon.
Soll ich ihm folgen? Ich bin zwar immer ein recht guter Sportler gewesen, aber hier könnte ich mir zuviel zumuten. Der Abstand, den er zwischen uns gebracht hat, ist schon beträchtlich. Er läuft schnell und ausdauernd. Ich sehe ein, daß es zwecklos ist, ihn einholen zu wollen.
Meine Hand schmerzt. Ich betrachte die Abdrücke seiner Zähne, die sich bläulich auf der hellen Haut abzeichnen. Ich streiche mit der anderen Hand darüber, der Druck läßt etwas nach. Weit entfernt sehe ich ihn laufen, er wendet sich nicht um, sondern hastet vorwärts, bestrebt, Boden zu gewinnen. Ich hätte keine Chance gehabt, ihn einzuholen, und muß mich damit abfinden, daß mir der Junge entkommen ist. Etwas mißmutig kehre ich um, gehe die paar Schritte zurück und bin wieder auf dem Waldweg, nicht weit von der Stelle entfernt, an der es zu dem dramatischen Höhepunkt dieser Begegnung kam.
Noch einmal wird mir deutlich, daß ich die ganze Zeit über keine besonders gute Figur gemacht habe. Der Ärger, der Zorn auf diesen Jungen, den ich zuvor so energisch bekämpft habe, steigt nun um so heftiger in mir hoch. Nicht einmal jetzt bin ich Herr der Situation, in die ich gebracht worden bin, denn ich fühle, daß ich

nur den einen Wunsch habe, mich für die ungebührliche Behandlung durch einen Minderjährigen zu rächen. Ich werde ihn ausfindig machen, und wenn ich die ganze Gegend absuchen müßte, ich werde ihn stellen und ihm beibringen, was sich gehört.

Doch die Frage bleibt: Hat er seine Großmutter umgebracht oder nicht? Deuten nicht die Befreiung aus meinem Zugriff und die schnelle Flucht auf die Wahrscheinlichkeit hin, daß er es getan hat? Ich habe schon einmal irgendwo gelesen, daß es manche Mörder drängt, einem Fremden zu erzählen, zu beichten, was sie getan haben. Das ist ein geradezu notwendiger Schritt zur Entlastung des Gewissens. Hinzu kommt, daß einer auf solche Weise den, der ihm zugehört hat, zum Mitwisser macht, fast könnte man sagen zum Komplicen. War also das, was der Junge mir erzählt hat, ein Geständnis? Wenn ja, dann wäre es allerdings eins ohne Folgen, eine Beichte ohne Absolution, die billigste Art, sich zu entlasten. Je mehr ich mich in diese Theorie hineindenke, desto mehr bin ich überzeugt davon, daß der Junge doch schuldig geworden sein muß.

Ich versuche, die Angelegenheit zu ordnen. Der Junge hat mich beobachtet, vielleicht wußte er von früher, daß ich diesen Waldweg mitunter gehe. Am See war niemand, auch sonst war die Gegend recht einsam, so konnte er es wagen, mich anzusprechen und mir die grausame Tat anzuvertrauen. Sein anfängliches Zögern scheint meine Theorie zu bestätigen. Er wollte sicher sein, daß ich allein bleibe; brauchte vielleicht Zeit, um sich zu dem Geständnis durchzuringen, er mußte nach Möglichkeit Überraschungen vermeiden. Wahrscheinlich hatte er nur nicht einberechnet, daß ich ihn auf seine Tat festnageln

und deshalb auffordern könnte, mit mir zur Volkspolizei zu gehen. Als ich meine Hand nach ihm ausstreckte, wurde die Sache für ihn gefährlich, denn gerade das wollte er nicht: ein geständiger Täter mit allen sich daraus ergebenden Folgen sein. Meiner Quasi-Festnahme entzog er sich durch die Flucht.

Plötzlich wird mir bewußt, daß ich schon den Mord an der Großmutter voraussetze, obwohl ich ihn zuvor dem Jungen gegenüber anzweifelte, was meiner Überzeugung entsprach und keinesfalls nur rhetorisch gemeint war.

Während ich langsam den Waldweg weiter, meinem Haus entgegen, gehe, hin und wieder nach rechts und nach links, auch zurück schaue, ob von dem Jungen etwas zu sehen wäre, analysiere ich weiter. Wenn er die alte Frau umgebracht hat, muß er die Leiche irgendwo gelassen haben. Wie töricht habe ich mich benommen. Bei der ganzen Angelegenheit habe ich auf meinem Erwachsenenpodest gesessen, und dann, als es darauf ankam, meine Überlegenheit an den Mann zu bringen, habe ich versagt. Warum habe ich nach dem Arm des Jungen gegriffen? Hätte ich es nicht getan, vielleicht wäre er mir den Rest seines Berichts nicht schuldig geblieben. Danach hätte ich immer noch etwas tun können.

In meiner Phantasie male ich mir mehrere Möglichkeiten aus: Entweder liegt die Ermordete noch immer in der Küche, am Tatort gewissermaßen, weil der Junge in panischer Furcht davongelaufen ist, als ihm klar wurde, was er getan hat. Es wäre aber auch denkbar, daß er die Tote im Garten vergraben hat. In diesem Fall wäre er vermutlich ins Haus zurückgekehrt, um alle Spuren der

schrecklichen Tat zu beseitigen. Danach könnte er sich angezogen haben, um spazierenzugehen, hat er doch selber zugegeben, daß er nach den von ihm geschilderten Untaten so zu verfahren pflegte.
Als ich mein Haus erreicht habe, bin ich noch immer nicht sicher, ob der Junge mir die Wahrheit gesagt hat. Wenn ja, so wäre ich mit dem Wissen um einen Mord belastet. Was soll ich tun? Den Jungen auf eigene Faust suchen? Das kommt nicht in Frage. Zum Glück fällt mir ein, daß der Sohn eines Schulfreundes bei der Kriminalpolizei in K. Dienst tut. Ich bin dem hoch aufgeschossenen jungen Mann vor Monaten einmal im Hause seiner Eltern begegnet. Den werde ich anrufen. Aus dem Telefonbuch suche ich mir den Anschluß des Volkspolizeikreisamtes in K. heraus, wähle die Nummer, verlange Oberleutnant Kunze und warte. Er meldet sich, durch die Leitung erkenne ich seine Stimme kaum wieder, aber er erinnert sich an mich. Ich sage, daß ich ihn sprechen möchte. Er ist einverstanden.
Das Volkspolizeikreisamt ist mir bekannt, ein Backsteinbau inmitten des Städtchens. Im Zimmer sehe ich Eberhard Kunze, sage „Herr Oberleutnant", aber er wehrt ab: „Wir kennen uns lange genug, sag Eberhard wie früher, es hat sich doch nichts geändert."
Ich gebe meinen Bericht. Zunächst die Fakten, so genau wie möglich das, was der Junge gesagt hat, zurückhaltend jenes, was ich daraus entnehme. Eberhard hört mir aufmerksam zu, macht sich einige Notizen und sagt dann: „Es könnte etwas daran sein, es könnte sich aber ebensogut um ein reines Phantasieprodukt des Jungen handeln. In dem Alter wäre so etwas denkbar. Bedauerlich ist, daß wir weder den Namen noch den Wohnort des

Jungen kennen. So wird es Zeit kosten, das herauszufinden. Doch ist anzunehmen, daß er im Kreis wohnt und auch zur Schule geht. Wir werden der Sache nachgehen. Sei so gut und beschreibe den Jungen noch einmal so genau, wie's dir möglich ist."
Das fällt mir nicht schwer. Eberhard Kunze ist zufrieden. „Du hörst von mir", sagt er, bevor ich mich verabschiede.

Als Oberleutnant Kunze den Fall des Jungen, der seine Großmutter ermordet hatte, übernahm, war gemeldet worden, daß in Klein-P., einem Dorf, das direkt an die Kreisstadt grenzt, Unbekannte in den Morgenstunden einen Einbruch im Konsum-Verkaufszentrum versucht hatten. Sie waren dabei offenbar gestört worden und hatten, ohne zum Ziel zu gelangen, die Flucht ergriffen.
In der vorangegangenen Nacht hatten zwei Jugendliche im Park vor dem Bahnhof von K. eine junge Frau belästigt, die vom Schichtdienst nach Hause kam. Es war glücklicherweise nichts geschehen, da die junge Frau, die in den letzten Jahren ihrer Schulzeit der Sektion Judo des Sportverbandes der Kreisstadt angehört hatte, ihrer schnell Herr geworden war. Sie hatte trotzdem die Kriminalpolizei verständigt, weil stark zu befürchten war, daß es ein anderes Mal nicht so glimpflich abgehen könnte.
Oberleutnant Kunze, der die telefonisch angemeldete Frau gegen neun Uhr erwartete, wollte in den Ermittlungen gegen den Jungen, der seine Großmutter umgebracht hatte, keine Zeit verlieren. Er beauftragte deshalb Unterleutnant Worms, der der Abteilung erst seit einem Vierteljahr angehörte, die Schulen des Kreises

abzufahren, um in den siebenten oder achten Klassen nach dem Jungen zu fahnden. Die Sache wurde dadurch erschwert, daß dieser Freitag der letzte Schultag vor den Ferien war. Man würde sich beeilen müssen, denn die Klassenlehrer, auf die man zuerst zurückgreifen könnte, müßten am Sonnabend bereits außerhalb der Schule gesucht werden.

Unterleutnant Worms, ein mittelgroßer Mann mit dunklen Haaren und einer silbergefaßten Brille, hängte sich zunächst ans Telefon. In etwa zehn Minuten hatte er Gewißheit, daß man den gesuchten Jungen an den beiden polytechnischen Oberschulen der Kreisstadt nicht kannte, ebensowenig an der erweiterten Oberschule. Er setzte die telefonische Befragung noch bei einigen anderen polytechnischen Oberschulen des Kreises fort. Die Aktion blieb erfolglos. Der Junge war an keiner der Schulen bekannt.

Auf der vor ihm liegenden Liste aller Schulen des Kreises, die über eine siebente und achte Klasse verfügten, strich Worms die, deren Direktoren oder Klassenlehrer er bereits befragt hatte. Fünf Schulen blieben noch übrig. Er stellte sich anhand der Karte des Kreises die günstigste Fahrtroute zusammen, holte die TS aus der Garage und machte sich auf den Weg.

In der ersten Schule, zu der er kam, war der Fahnenappell zum Schuljahresende schon im Gange. Da er nicht stören wollte, sah er von weitem die Reihen der Schüler durch. Der Gesuchte schien nicht darunter zu sein. Obwohl eine Täuschung nicht ausgeschlossen war, entschied er sich weiterzufahren.

Die Schule von Alt-T. war ebenso neu wie das Gemeindeamt und das Kulturhaus. Worms erinnerte sich,

daß er vor Jahren einmal ANDORRA von Max Frisch in diesem Kulturhaus gesehen hatte. Eine gelungene Aufführung. Doch jetzt suchte er die Schule. Sie lag schon völlig verlassen da. Die großen Ferien hatten in Alt-T. bereits begonnen. Ob man noch jemand im Schulgebäude finden würde?
Die fast dreißig Meter breite Fensterfront verriet nicht, wo die Tür lag. Harald Worms fand sie erst, als er am Gebäude entlangging. Die Tür war nicht verschlossen. Er trat ein und stand in einer riesigen Diele, von der rechts und links Treppen zu den oberen Stockwerken führten. Die Luft, dachte er, ist in den Schulen überall gleich, ein Gemisch aus Kreide, Schweiß, Bohnerwachs und anderen undefinierbaren Zutaten.
Er atmete ganz kurz, als er die Diele abschritt. Neben und unter der Treppe fand er Türen. „Sekretariat" stand an einer, „Direktor" an der nächsten. Versuchen wir es mit dem Direktor, dachte er und klopfte zaghaft wie ein bestellter Schüler. Nichts. Er versuchte es noch einmal. Da sich auch darauf nichts ereignete, drückte er die Klinke herunter und öffnete behutsam die Tür. Vielleicht schlief dort jemand?
Eine junge Frau saß hinter einem Schreibtisch, den Kopf aufgestützt, und sah ihn groß an.
„Was gibt es denn noch?" fragte sie.
„Entschuldigen Sie bitte, nur eine Auskunft."
Die junge Frau schien ihn erst jetzt, nachdem er gesprochen hatte, richtig wahrzunehmen. Es war weder ein Schüler noch ein Kollege. Sie zeigte mit der Hand auf einen leeren Stuhl und sagte: „Mein Kopf. Ein Glück, daß die Ferien begonnen haben. Ich halte es nicht mehr aus. Es ist doch eigenartig mit uns, der Mensch ist gesund und

leistungsfähig, wenn er gar nicht merkt, daß er einen Kopf, einen Magen, ein Herz und Beine hat. Spürt er jedoch irgendeinen Teil von sich selbst, dann ist etwas nicht in Ordnung. Seit gestern abend weiß ich, daß ich einen Kopf habe. — So ist das mit uns. Kommen Sie wegen eines Schülers? Hat jemand etwas angestellt?"
Unterleutnant Worms stellte sich vor, was bei der Direktorin keine Überraschung hervorrief, sondern eher die zuletzt geäußerte Vermutung zu bestätigen schien.
„Ich suche einen etwa Dreizehnjährigen, siebente oder achte Klasse", sagte der Unterleutnant. „Ein gepflegter Junge. Mit ‚gepflegt' meine ich, daß er sich für sein Alter etwas ungewöhnlich kleidet: grauer Anzug zum Beispiel, Oberhemd, Krawatte, alles schön bunt und sauber, dazu tadellos geputzte Schuhe. Er scheint außerdem sehr intelligent zu sein, vielleicht etwas altklug, wahrscheinlich ein Einzelkind."
„Hannibal", sagte die Direktorin.
„Hannibal?" wiederholte Worms und sah die Frau beunruhigt an.
Sie merkte es und begann zu lachen.
„Ich bin noch beieinander trotz der Kopfschmerzen. Ich meine natürlich nicht den Karthager, ich meine den Schüler Hans Ball. Er ist zweifellos der, den Sie suchen."
„Sind Sie sicher?" fragte Unterleutnant Worms.
„Ganz sicher. Es gibt im Kreis nur einen Jungen, auf den Ihre Beschreibung haargenau zutrifft: Hans Ball, von seinen Mitschülern ‚Hannibal' genannt."
Sie machte eine Pause, und als der Unterleutnant nichts dazu sagte, fuhr sie fort: „Man sollte auf ihn achthaben. Er kann sehr nett sein, dieser gepflegte Junge. Ich kenne ihn, weil ich einige Zeit seine Klassenlehrerin war. Sein

Benehmen ist vollkommen, ein kleiner Grandseigneur, aber, weiß der Teufel, mir ist er selbst dann nicht geheuer gewesen. Die Überheblichkeit, die er zur Schau stellt, ist schuld, wenn er bei seinen Mitschülern nicht gerade beliebt ist. Klassenbester, versteht sich, von Anfang an, aber doch ein Typ, der nicht ganz in unsere Gesellschaft paßt. Er weiß viel, mitunter mehr als seine Lehrer. Er macht nicht die üblichen Schwierigkeiten, doch er benimmt sich so, als ließe er alle anderen, Lehrer und Schüler, nach seiner Pfeife tanzen. In seinen Reaktionen ist er flexibel, und das täuscht, denn innerlich ist er steinhart und weiß, was er will und was er nicht will. Dieser Widerstand aber ist in Seidenpapier eingehüllt. — Was wollen Sie von ihm?"

Unterleutnant Worms überlegte: Was darf ich der Direktorin sagen? Soll ich ihr reinen Wein einschenken? Nein, ich kann doch nicht einfach behaupten, Hannibal habe seine Großmutter ermordet. Denn ob's stimmt, weiß ich noch nicht.

Worms merkte, daß die Suche nach dem Schüler bisher für ihn eine Angelegenheit war, die in keinem Zusammenhang mit dem stand, was da geschehen sein sollte. Dennoch war er der Direktorin eine Erklärung schuldig.

„Es liegt eine Anzeige vor, und wir müssen der Sache nachgehen."

Die junge Frau gab sich damit zufrieden. Sie war offenbar nicht neugierig und hatte die Frage nicht so ernst gemeint.

„Ich verstehe", sagte sie und wirkte etwas zerstreut. „Kann ich Ihnen sonst noch helfen? Wenn nicht, dann will ich hier Schluß machen und sehen, daß ich nach

Hause gehe. Ich brauche eine Tablette und muß mich etwas hinlegen."

„Wenn es Ihnen nicht zuviel ausmacht, sagen Sie mir bitte noch etwas über die Familie des Jungen, sein Zuhause, Eltern, soziale Verhältnisse — und die Adresse."

„Aber natürlich." Die Direktorin hatte sich wieder gefangen. „Ich breche ja noch nicht zusammen. Es war nur etwas viel in den letzten Wochen. Zunächst die Adresse: Hölderlinstraße. Wir sind ein literarischer Ort. Goethestraße, Kleiststraße, Büchnerstraße, Gorkistraße... Die Nummer? Muß ich in der Kartei nachschauen? Sie finden es auch so. Das Haus ist nicht zu übersehen, ein großer Bungalow, weiß gekalkte Steine, Schilfdach, viele Blumen und Kunstschmiedearbeiten. Hinten grenzt das Grundstück an den Untersee. Steg und Segelboot sind vorhanden, alles, was man sich wünschen kann. Sie wohnen bestimmt nicht so, ich auch nicht. Aber lassen wir das."

„Und die Eltern von Hannibal?" fragte er weiter. „Was für Leute sind sie?"

„Die Eltern kenne ich nicht. Ich glaube, es kennt sie hier kaum einer. Es gibt nur die Großmutter, Henriette Ball, eine Dame, die überall recht beliebt ist. Alte Schule, wenn Sie so wollen, aber im guten Sinn. Sie war Musiklehrerin und früher wohl auch Oratoriensängerin. Eine zierliche Frau, aber mit Energie und keineswegs zimperlich. Sie werden sehen, daß Haus und Garten bestens in Ordnung sind. Sie versteht zuzupacken. Als ich die Klassenlehrerin ihres Enkels war, hatte ich hin und wieder mit ihr zu tun bei Elternversammlungen und Hausbesuchen. Sie hat ein gutes und solides Wissen, ist

sehr bescheiden, versteht zuzuhören und hält mit ihrer eigenen Meinung zurück. Doch wenn sie sie äußert, dann klar und unmißverständlich."

„Und diese Frau hat den Jungen erzogen?"

„Ja. Es ist ihre Altersaufgabe, wenn ich recht sehe. Vielleicht ist sie etwas zu nachsichtig mit ihm, Großmütter sind es meist. Ich habe den Eindruck, daß der Junge tut, was er will. Vielleicht hält er dabei, was durchaus denkbar wäre, gewisse Grenzen von selber ein."

„Und die Eltern?"

„Eine schwierige Frage. Ich sagte schon: Man kennt sie kaum. Der Vater soll einen kleinen Handwerksbetrieb in Berlin haben, er ist selten hier draußen, vielleicht an manchen Wochenenden im Sommer. Und die Mutter? Ich könnte nur Vermutungen äußern. Jedenfalls habe ich sie nie gesehen. Fragen Sie die Nachbarn oder den Bürgermeister. Sie interessieren sich für die ganze Familie. Ist etwas nicht in Ordnung?"

„Eine routinemäßige Untersuchung, um die wir gebeten worden sind."

„Da rühren Sie an eine wunde Stelle", sagte sie. „Diese Routinesachen machen uns allen das Leben schwer. Das wird bei Ihnen nicht anders sein als bei mir. Wir sind alle mal aufgebrochen, Gewaltiges zu leisten, und als es dann soweit war, stellte sich das meiste, das wir zu tun hatten, als Routinearbeit heraus. Was meinen Sie, wieviel Stunden ich diesem gefräßigen Routinewurm wöchentlich in den Rachen werfe? Vielleicht ist vor allem er an meinen Kopfschmerzen schuld. Ich bin mit Leib und Seele Pädagogin, doch ich hasse es, am Schreibtisch zu sitzen, um Formulare und Statistiken auszufüllen."

„Da habe ich ihr Kopfweh mit meinen Routinesachen gewiß noch gesteigert", meinte Worms.
„Nein, das dürfen Sie nicht glauben. Ich kann Ihnen sogar sagen, daß ich meinen Kopf während unseres Gesprächs gar nicht mehr gespürt habe. Und das ist doch ein recht gutes Zeichen."
„Um so besser." Der Unterleutnant verabschiedete sich schnell, um weiteren Fragen nach dem Jungen und seiner Großmutter zu entgehen.
Die Hölderlinstraße folgte dem sanften Bogen des Seeufers. Die Häuser, die hier standen, waren fast alle neueren Datums, die Obstbäume in den Gärten waren kaum höher als das Schilf des Sees.
Die Leute wohnen nicht schlecht, dachte der Unterleutnant.
An den Stegen schaukelten die Jollen und Kreuzer mit ihren weißen Segeln leicht auf den Wellen. Harald Worms fuhr sehr langsam, um das Haus der Balls nicht zu verfehlen.
RÜDIGER BALL. Das Namensschild war nicht zu übersehen; ein Kunstwerk, anscheinend handgeschnitzt, wirkte aber etwas groß und klobig, sah aus wie die hölzerne Vertretung des Hauseigentümers.
Die schmiedeeisernen Zaunfelder mit Blumenmotiven verwehrten den Eintritt, nicht den Einblick, markierten unmißverständlich die Grenze zur Straße, zur Öffentlichkeit, hinter ihnen war nur Rüdiger Ball oder der, den er bei sich duldete.
Kein Klingelknopf, sondern eine Kette, die, als Worms daran zog, eine Glocke an der Hausecke in Schwingungen versetzte.
Das Gebäude schien ihn aus seinen vielen Fenstern zu

beglotzen, ohne zu verraten, wer sich dahinter verbarg. Harald Worms wartete, dann setzte er wieder das Glockenspiel in Gang. Nichts. Er schaute von einem Fenster zum anderen und blieb mit seinem Blick an einem hängen — hatte sich da etwas bewegt? Niemand kam. Die Großmutter müßte doch dasein, wenn sie nicht... Worms wünschte, sie träte jetzt aus der Tür, lebendig, lachend, singend. Doch im Haus rührte sich nichts.

Der Junge, fiel ihm ein, er konnte doch gerade erst aus der Schule zurück sein. War er überhaupt heute dort gewesen? Zu dumm, ich hätte die Direktorin danach fragen sollen. Andererseits, welch ein Verlangen. Sollte sie sich bei 400 oder 600 Kindern, die diese Schule besuchten, an jedes einzelne erinnern? Trotzdem hätte ich sie fragen müssen.

Im Haus blieb es weiter still. Was war zu tun? Über den Zaun steigen und an der Tür rütteln? Unschlüssig begann Worms auf und ab zu gehen. Er versuchte dabei, einen Blick in den hinter dem Haus liegenden Garten zu werfen. An einer Stelle war frisch aufgeworfene Erde zu sehen. Täuschte er sich? Worms reckte sich, so hoch er konnte, aber Haus und Hecke versperrten ihm den Einblick.

Er ging ein paar Schritte weiter zum Nachbargrundstück und drückte auf den Klingelknopf.

Ein Mädchen erschien an der etwa zwanzig Meter von ihm entfernt liegenden Tür des Hauses.

„Was wollen Sie?“ fragte es.

„Ich möchte eine Auskunft“, sagte Worms.

„Ich mache aber nicht auf“, belehrte ihn das Mädchen und schlug die Tür wieder zu.

Worms versuchte es noch einmal und noch einmal, immer länger und wütender.
Tatsächlich öffnete sich die Tür nach einer längeren Zeit wieder, das Mädchen steckte nur den Kopf heraus und grölte ihm zu: „Sie können klingeln, solange Sie wollen, ich mache doch nicht auf."
Er mußte aber etwas erreichen.
„Ich bin von der Volkspolizei. Sind deine Eltern nicht da?"
„Sie sind von der Volkspolizei? Sie tragen ja gar keine Uniform. Das kann jeder behaupten."
„Komm her und sieh dir meinen Ausweis an."
„Ich komme nicht zu Ihnen, ich denke nicht daran."
Zur Bekräftigung flog die Tür mit lautem Dröhnen ins Schloß.
Harald Worms schüttelte den Kopf. Die Göre sollte man übers Knie legen. Doch übers Knie legen kann man nur den, den man hat. Das Mädchen hatte sich auf nichts eingelassen. War das eigentlich so verkehrt? Immerhin hätte die Kleine wenigstens bis in die Nähe des Zauns kommen können. Doch jetzt erst einmal zum nächsten Haus...

Oberleutnant Kunze sah Worms erwartungsvoll an.
„Nun, Genosse Worms, ich dachte, Sie brächten mir den jungen Mann gleich mit."
Diese Einleitung mißfiel Worms. Kunze schraubte die Erwartungen so hoch, daß ihm das Ergebnis seiner Ermittlungen wie ein mageres Hühnchen vorkam.
„Ich habe herausgefunden, wo der Junge wohnt", sagte er.
„Sehr schön. Aber wo ist er?"

„Ich weiß es nicht, das Haus war verschlossen, auf mein Klingeln meldete sich niemand."
„Berichten Sie der Reihe nach. Wie haben Sie den Wohnort des Jungen ausfindig gemacht?"
Unterleutnant Worms schilderte sein Vorgehen.
„Und als Sie an dem Bungalow in der Hölderlinstraße klingelten, hat niemand geöffnet?"
„Nein", bestätigte der Unterleutnant.
„Gab es keine Möglichkeit, von hinten an das Haus zu gelangen?"
Worms überlegte.
„Das Grundstück grenzt an den Untersee, es ist ein Wassergrundstück."
„Also käme man vom See aus direkt auf das Grundstück."
„Gewiß. Soll das heißen, ich hätte baden gehen sollen?"
„Warum nicht? Meist gibt es aber an diesen Seen auch einen Bootsverleih."
„Davon habe ich nichts gesehen."
„Es wäre schon wichtig gewesen, das herauszubekommen. Sie hätten jedenfalls unbedingt versuchen müssen, auf das Grundstück zu gelangen, Genosse Unterleutnant. Sie haben ja von der Direktorin erfahren, daß der Besitzer nur selten hier draußen ist, und wie Sie wußten, ist auch seine Frau meist abwesend, so daß als ständige Bewohner des Hauses nur die Großmutter und der Junge übrigbleiben. Setzen wir voraus, daß der Junge tatsächlich die alte Frau ermordet hat, so müßte die Leiche im Haus oder auf dem Grundstück verborgen sein. Sie hätten unbedingt herausfinden müssen, ob es dafür Anhaltspunkte gibt."
Nun war es so gekommen, wie Unterleutnant Worms

befürchtet hatte. Ihm waren Fehler unterlaufen. Jetzt, nach dem, was Oberleutnant Kunze mit kurzen Sätzen und dürren Worten entwickelt hatte, schien alles ganz einfach und klar.
Der Oberleutnant sah, daß der Jüngere von seinen Worten getroffen war. Es hatte nicht in seiner Absicht gelegen, ihm Vorhaltungen zu machen.
„Ist denn etwas auffällig gewesen am Haus oder am Garten? Haben Sie, soweit Sie es von der Straße aus konnten, das Grundstück gut angesehen?"
„Ich habe mich bemüht", sagte Worms kleinlaut. „Einmal schien sich hinter einem Fenster die Gardine zu bewegen, doch ich habe das Fenster längere Zeit weiter beobachtet, es muß eine Täuschung gewesen sein. Da war niemand."
„Gut. Und der Garten? Haben Sie Geräte herumstehen oder -liegen gesehen, eine Hacke, einen Spaten, einen Schlauch oder ähnliches?"
„Soweit ich mich erinnern kann: nein. Ist das so wichtig?"
„Das ist allerdings wichtig. Wenn jemand für längere Zeit verreist, wird er sein Gartengerät vorher wegräumen und einschließen, ist er aber nur für kurze Zeit abwesend, dann kann er alles stehen- und liegenlassen. Weiter: Steckten Briefe oder Zeitungen im Postkasten des Hauses?"
„Das wäre mir bestimmt aufgefallen."
„Es gab doch einen Briefkasten draußen am Zaun?"
„Ja."
„War er offen? Haben Sie hineingeschaut?"
Unterleutnant Worms schwieg. Daß ich daran nicht gedacht habe.

„Sie hätten ihn sich genauer ansehen sollen, vielleicht wäre auch eine Rückfrage beim zuständigen Postamt nützlich gewesen, die Post weiß meist recht gut, wer für längere Zeit verreist ist."
Worms strengte sein Gedächtnis an, um noch irgendeine Kleinigkeit zu entdecken, die ihm aufgefallen war.
„Der Garten", sagte er, „machte einen sehr sauberen Eindruck, nur an einer Stelle lag, vielleicht zufällig, ein Hügel loser Erde, nicht sehr viel, aber die allgemeine Ordnung wurde dadurch sichtlich gestört."
„Das wäre doch ein Grund gewesen, vom See aus auf das Grundstück zu gelangen, um der Sache auf die Spur zu kommen. Dabei hätten Sie sich den Garten etwas genauer ansehen können."
„Ich habe es nicht gewagt, so weit zu gehen."
„Vergessen Sie nicht, es geht unter Umständen um Mord."
„Genosse Oberleutnant, haben Sie etwas dagegen, wenn ich schnell noch einmal nach Alt-T. fahre. Ich komme dann bestimmt mit besseren Ergebnissen zurück."
„Natürlich nicht, fahren Sie. Vergessen Sie nicht die Badehose. Oder ziehen Sie ein Boot vor?"
„Ich gehe baden", meinte Unterleutnant Worms zweideutig.

Als er nach zwei Stunden zurückkam, waren seine Haare noch feucht, unter dem Sturzhelm konnten sie nicht trocknen. Er hielt eine Plasttüte in der Hand.
„Ist da die Mordwaffe drin?" fragte Oberleutnant Kunze lächelnd.
„Nein, eine Damenhandtasche."
„Woher haben Sie denn die Handtasche?"

„Aus dem Garten der Balls. Ich bin von einer benachbarten Badestelle, die etwa hundert Meter entfernt liegt, am Ufer entlanggeschwommen und über den Steg der Balls auf das Grundstück gelangt. Zuerst habe ich mir das Haus von außen angesehen. Ich bin jetzt überzeugt, daß niemand in dem Haus ist. Die zum Garten führende Kellertür war verschlossen, Gerät stand nicht herum. Der Rasen scheint vor ein oder zwei Tagen zum letzten Mal gesprengt worden zu sein, an der Oberfläche war er nicht feucht, erst etwa zwei Zentimeter darunter. Alle Fenster des Hauses, auch die im oberen Stockwerk, waren verschlossen, das wäre wohl nicht der Fall gewesen, wenn jemand nur für kurze Zeit abwesend sein wollte. Bei dem schönen Wetter hätte er wenigstens die höher gelegenen Fenster offengelassen."

„Und die Handtasche?" unterbrach Oberleutnant Kunze den detaillierten Bericht.

„Sie stammt von der Stelle mit der aufgeworfenen Erde, die ich von der Straße aus gesehen hatte. Beim vorsichtigen Buddeln kam sie zum Vorschein. Um etwaige Spuren nicht zu verwischen, habe ich sie aber sofort in die Tüte gesteckt. Geöffnet habe ich sie natürlich auch nicht."

„Der Genosse von der Spurensicherung ist sicher noch im Haus", sagte Oberleutnant Kunze.

Es stellte sich heraus, daß es zwar Fingerabdrücke gab, doch sie waren nicht brauchbar. So öffneten sie die Tasche und nahmen sich die Gegenstände, die sie enthielt, einzeln vor. Zuerst war da ein in Leder gefaßter Taschenspiegel, doch war niemand so frei gewesen, seinen Daumen oder Zeigefinger auf die Spiegelfläche zu drücken. Das Taschentuch war ein kleines, weißes

Ding mit einer violetten Umhäkelung. Keine Initialen. Ein sauberer Kamm gab auch nichts preis, ebensowenig ein noch unangebrochenes Päckchen Papiertaschentücher. Auf fiel, daß das fehlte, was sonst jede Handtasche enthält: Portemonnaie und Personalausweis. In einem kleinen Seitenfach steckten Tabletten, eine Folie mit Normacid und eine weitere mit Spalttabletten. Von den Magentabletten waren nur noch zwei Stück vorhanden, die Spalttabletten dagegen waren vollständig.

„Ein recht magerer Inhalt", stellte Oberleutnant Kunze fest. „Können Sie daraus irgendwelche Schlüsse ziehen, Genosse Unterleutnant?"

„Ich will es versuchen. Die Tasche ist etwas unmodern, sagen wir: sie ist nicht modisch. Das Material ist offensichtlich echtes Leder, allerdings schon etwas abgenutzt, also nicht mehr neu, oft gebraucht. Ich würde sagen: Die Besitzerin war weder ein Mädchen noch eine jüngere Frau. Der Spiegel gehört zum ursprünglichen Inventar der Tasche, er ist in das gleiche Leder gefaßt wie sie. Es müßten normalerweise noch ein Kamm und ein Nagelreiniger dazu gehören. Ihr Fehlen unterstreicht die Tatsache, daß die Tasche ziemlich alt sein muß. Kämme und Nagelreiniger verliert man im Laufe der Zeit, oder sie zerbrechen irgendwann. Die Besitzerin hat sich folgerichtig einen anderen Kamm, der in seiner Art und Größe nicht zu der Tasche paßt, besorgt. Das kann, was aus dem Zustand des Kamms ersichtlich wird, vor nicht allzu langer Zeit geschehen sein. Nun die Tabletten: Die Spalttabletten scheinen älter zu sein, die Folie ist an den Seiten umgebogen, die Ecken sind etwas abgenutzt. Vermutlich hat die Besitzerin sie nur ‚für alle Fälle' mit sich getragen. Mit dem Normacid scheint es anders zu

sein. Die Verpackung sieht recht neu aus, die Tabletten sind aber schon — bis auf zwei Stück — aufgebraucht. Wahrscheinlich hat die Besitzerin der Tasche diese Verdauungstabletten ständig nötig gehabt. Das Taschentuch schließlich ist zwar nicht neu, aber sehr sauber. Es ist ein Hauch von Parfüm zu spüren. Umhäkelt man heute noch Taschentücher? Und dann violett? Ich weiß es nicht, meine jedoch, daß meine Vermutung, die Besitzerin der Tasche sei keinesfalls mehr jung, bestätigt wird."

Oberleutnant Kunze hatte aufmerksam zugehört und stimmte den Überlegungen des jungen Kollegen zu, was dem wohltat.

Vielleicht wurde der Unterleutnant dadurch veranlaßt, über das Ziel hinauszuschießen, jedenfalls fügte er, einmal in Fahrt gekommen, eifrig hinzu: „Es wird also die Tasche der Ermordeten sein."

„Stopp", sagte Oberleutnant Kunze. „Erstens haben wir noch gar keine Ermordete, und zweitens gibt es gerade dafür keinen überzeugenden Beweis."

„Aber die Tasche war im Garten der Balls eingescharrt. Wenn das kein Beweis ist."

„Als Kriminalist darf man auf keinen Fall voreilige Schlüsse ziehen. Man muß bis zuletzt alle Möglichkeiten offenlassen. Nehmen wir an, wir legten uns jetzt, sogleich, darauf fest, die Handtasche habe Frau Ball gehört, dann könnten wir daraus eine sehr schöne Theorie zusammenbasteln: Frau Ball ist ermordet worden, der Täter hat aus niederen Beweggründen gehandelt, er hat ihr die Handtasche gestohlen, das Geld und den Personalausweis entwendet und die Tasche danach im Garten verscharrt. Wer sagt uns, daß es so

war? Die Theorie mag uns zwar sehr gefallen, weil wir nun nicht mehr nach anderen Erklärungen suchen müssen. Was werden wir tun? Wir werden bei all unseren Unternehmungen nur darauf aus sein, die Theorie zu bestätigen, das heißt, wir werden alles, was hineinpaßt, wichtig und ernst nehmen, alles andere aber beseite schieben und ignorieren. Gerade so würden wir uns aber den Weg einer vorurteilsfreien Aufklärung selbst versperren und die Wahrheit nie herausbekommen. Nüchtern betrachtet haben wir bis jetzt nicht mehr als die Behauptung eines Minderjährigen, er habe seine Großmutter ermordet, die Tatsache, daß ein Haus leer ist, und schließlich eine Handtasche, die im Garten des leeren Hauses vergraben war. Nach Verbindungen zwischen diesen einzelnen Punkten müssen wir suchen, es wäre aber grundverkehrt, sie in der Theorie selbst herzustellen. Genosse Unterleutnant", fuhr Kunze fort, „erklären Sie genau, wie die Tasche vergraben war. Hat man dazu einen Spaten benutzt? War das Loch also tief und sauber abgestochen?"

„Auf keinen Fall. Es war, als habe ein Hund ein Loch gescharrt und die Tasche hineinfallen lassen. Sie lag nicht tiefer als eine Handbreit und war nur lose mit Erde bedeckt. Ich würde sagen: Die Tasche ist dort entweder in großer Eile oder völlig unbekümmert und harmlos vergraben worden."

„Hat irgend etwas darauf hingedeutet, daß die Balls einen Hund haben?"

„Nein. Es gab auf dem Grundstück kein Anzeichen dafür, ich meine, vielleicht eine Hundehütte oder Kot oder andere Stellen, an denen gescharrt worden ist. Im Haus war wohl auch kein Tier, jedenfalls habe ich nichts

gehört. Es wäre natürlich möglich, daß sie einen kleinen Hund halten, den jemand mitgenommen hat."

„Gut", sagte Oberleutnant Kunze. „Erzählen Sie noch etwas über die Bewohner des Bungalows. Einiges haben Sie doch erfahren."

„Ich weiß nicht sehr viel, nur das, was die Schulleiterin gesagt hat, und dann die Mitteilungen eines alten Mannes, des übernächsten Nachbarn. Rüdiger Ball ist Friseur. Er soll in Berlin einen großen Salon unterhalten, einen Damensalon, das bringt wohl mehr ein, wie man sieht. Es scheint dort an nichts zu fehlen."

„Dann wird seine Frau vermutlich eine junge, attraktive Friseuse sein?"

„Nein, das auf keinen Fall."

Unterleutnant Worms bereitete es Vergnügen, zu bemerken, daß nun der erfahrene Kunze dabei war, einen falschen Schluß zu ziehen.

„Sie ist Künstlerin, und als solche lebt sie ihr eigenes Leben."

„Was heißt ‚eigenes Leben'? Jeder lebt sein eigenes Leben."

„Gewiß. Doch Theodora Ball lebt eigentlich abseits ihrer Familie. Sie ist heute hier und morgen dort, sucht Anregungen, wo immer sie meint, welche finden zu können, im Inland oder im Ausland. Kaum ist irgendwo eine Ausstellung von Bedeutung eröffnet worden, dann muß sie dorthin, nach Prag oder nach Budapest, nach Moskau oder nach Warschau, vielleicht ist sie auch mitunter in Dresden, wenn ihr danach zumute ist, was weiß ich. So ungefähr hat es jedenfalls der Nachbar beschrieben. Sie ist darauf aus, viele Leute kennenzulernen, die ihr geistig verwandt sind, sie scheinen ihr auf

jeden Fall mehr zu bedeuten als Mann und Kind. Sie selber ist Landschaftsmalerin, soll auch schon einiges ausgestellt und verkauft haben. Die märkische Landschaft scheint ihr aber nicht zu liegen, es muß schon die Lavendelsteppe am Balaton sein oder etwas in dieser Größenordnung."

„Haben Sie auch erfahren, was der Friseurmeister dazu sagt?"

„Man behauptet, er vermisse sie kaum. Seine Mutter betreut das Haus und den Jungen. Er selbst läßt sich vielleicht von anderen betreuen."

„Von seinen Friseusen?"

„Dorfklatsch. Aber es scheint so etwas geredet zu werden."

„Lassen wir das", sagte Oberleutnant Kunze. „Geht uns nichts an. Was für ein Mann ist der Friseur? Ein Don Juan?"

„Es ist schwer, sich aus Beschreibungen ein Bild zu machen. Er soll sehr gepflegt sein, Mittelalter, angenehmes Äußeres, vollendetes Benehmen."

„Na gut, das hilft uns nicht weiter. Wir fahren am besten beide zusammen nach Alt-T. Ich will den Friseur ausfindig machen, entweder in seinem Bungalow oder in seinem Salon. Und es muß doch herauszubekommen sein, ob das Haus etwas verbirgt."

Als sie in die Hölderlinstraße einbogen, sahen sie den elfenbeinfarbenen DACIA schon von weitem. Sekunden später hielt der VP-Wagen neben dem DACIA. Das Gartentor stand offen.

„Na also", meinte Oberleutnant Kunze. „Das erspart uns viel Suchen und Umherfahren. — Geschmackvoll an-

gelegt. Nun wollen wir mal sehen, wen wir hier vorfinden."
Ein Mann stand an einer Rosenrabatte. Das mußte er sein: Rüdiger Ball. Die Beschreibung, die Unterleutnant Worms mitgeteilt hatte, erwies sich als durchaus brauchbar. Der Mann zupfte Unkraut. Das sah so aus, als mache er zunächst eine tiefe Verbeugung vor den Pflanzen. Nachdem er eine Zeitlang in dieser Stellung verharrt hatte, streckte er äußerst vorsichtig den rechten Arm vor, die bis dahin geschlossene Hand entfaltete sich, als sei sie selbst eine Blüte, Daumen und Zeigefinger bemächtigten sich eines Störenfrieds, genannt Unkraut, und zogen ihn sehr sanft aus dem Erdreich. Die Hand des Mannes führte das traurig zwischen den Fingern baumelnde Pflänzchen bis nahe an seine Augen, er betrachtete es mit einer Mischung aus Neugier und Abscheu und ließ es schließlich auf den Weg fallen.
Die beiden Polizeioffiziere standen in kurzer Entfernung, betrachteten das Geschehen und lächelten sich zu. Dann unterbrach Oberleutnant Kunze die Stille.
„Herr Ball?"
Der Angerufene erschrak nicht, sondern drehte sich, fast beiläufig, etwas zur Seite und sagte: „Meine Herren, Sie bringen wahrscheinlich den Torfmull. Ich werde Ihnen das Tor öffnen."
Unterleutnant Worms war baff. Sahen sie auch nicht so gepflegt aus wie der da, so trugen sie immerhin ordentliche Anzüge, waren jedenfalls nicht gekleidet, als seien sie dabei, Torfmull auszufahren.
„Kriminalpolizei", sagte Oberleutnant Kunze unbewegt. „Wir haben einige Fragen an Sie. Können wir ins Haus gehen?"

Auch diese Eröffnung brachte den Friseur nicht aus der Fassung. Er trat näher und betrachtete die ihm hingehaltenen Dienstausweise mit dem gleichen Interesse wie vorher das Unkraut.
Der lernt unsere Personalien auswendig, dachte Unterleutnant Worms.
„Wir können gern ins Haus gehen, wir können uns aber auch in den Garten setzen", schlug Rüdiger Ball vor.
„Wir ziehen es vor, ins Haus zu gehen", entschied Oberleutnant Kunze.
„Ganz wie Sie wünschen."
Der Friseur ging voraus, öffnete die Haustür und wies auf einige niedrige Sessel, die um ein Couchtischchen standen. Die Diele war ein Meisterwerk der Innenarchitektur. Weite Fenster zum See hin, stilvolle Möbel, schmiedeeiserne Leuchter, Tonvasen mit exotisch anmutenden Blumen, der Fußboden aus verschiedenfarbigen glasierten Ziegeln. Das Ganze wirkte nicht protzig oder überladen, nicht einmal die beiden großen Gemälde, deren Platz an den Wänden nach der bestmöglichen Lichteinstrahlung gesucht zu sein schien.
„Womit kann ich dienen?" fragte der Hausherr.
Zweimal rasieren, wollte Worms ausrufen.
„Sie sind also Herr Rüdiger Ball?" begann Oberleutnant Kunze.
Der Friseur stand auf und machte eine Verbeugung: „Der bin ich."
„Bewohnen Sie dieses Haus allein?"
„Was verstehen Sie unter ‚allein'? Ich lebe hier mit meiner Familie."
„Sie haben also keine Untermieter oder so etwas?"
„Wo denken Sie hin?" Rüdiger Ball streckte abwehrend

beide Arme vor, als wolle er die Behauptung zurückweisen, das Haus enthalte Wanzen.
„Und wer gehört zu Ihrer Familie?"
„Zunächst meine Wenigkeit. Ich muß aber gleich sagen, daß ich mich hier nicht ständig aufhalte; nur an manchen Wochenenden. Wenn das Wetter schön ist und die Sonne lacht, verbringe ich meine Zeit in dieser herrlichen Umgebung. Der See lädt mich dann zum Segeln oder zum Baden ein, auch der Garten bietet manch lauschiges Plätzchen. Das alles ist so recht nach meinem Sinn. Selbst wenn es stürmt..."
„Wo wohnen Sie sonst?" unterbrach Oberleutnant Kunze ungerührt.
„Sonst? Ja, wo wohne ich sonst? In einem engen Zimmerchen, das an den Frisiersalon grenzt. Ein ödes Loch, kann ich Ihnen sagen. Nur Stuhl und Tisch und Bett und Schrank. Doch man ist nahe am Ort seines Wirkens."
Worms dachte: Es können einem bei soviel Entsagung ja die Tränen kommen.
„Wer wohnt nun außer Ihnen in diesem Haus, wer hält sich ständig hier auf? Ihre Frau?" wollte Oberleutnant Kunze wissen.
„Auch meine Frau wohnt hier. Aber sie ist ein Schmetterling, ein lieber bunter Schmetterling, der bald hier, bald dort ist. Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß sie sich ständig hier aufhält."
„Wo ist Ihre Frau jetzt?"
„Ja, wo ist sie nur? Sie ist wohl an der masurischen Küste, vielleicht in Frombork. Ja — sie ist in Frombork, jetzt fällt es mir ein, weil wir davon reden. Aber sie wandelt nicht auf den Spuren des Nikolaus Kopernikus,

wie Sie vielleicht annehmen könnten, nein, sie sitzt am Ufer des Meeres und malt den Strand, heimkehrende Fischerboote, die Brecher der See, auch Details, sturmzerzauste Kiefern, eine Kreuzotter im Brombeergesträuch, einen toten Fisch etwa, der angeschwemmt wurde..."

„Wie lange ist Ihre Frau schon in Frombork?"

„Lassen Sie mich nachdenken. So an die drei Wochen vielleicht. Einmal hat sie mit mir telefoniert, ich glaube, das war am vorvorigen Wochenende."

„Und wie lange wird sie noch an der masurischen Küste bleiben?"

„Mein Herr, Sie stellen Fragen. Woher soll ich wissen, wie lange ein Schmetterling auf einer Blüte sitzen bleibt?"

„Wer wohnt nun wirklich ständig hier im Haus?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, wir wohnen alle ständig hier. Es heißt doch immer bei Ihnen ‚ständiger Wohnsitz'. Das hier ist mein ständiger Wohnsitz und der meiner Frau."

Oberleutnant Kunze bemerkte, wie sich Worms über seine vergeblichen Bemühungen belustigte.

„Wann waren Sie das letzte Mal hier in Alt-T.?"

„Am vorigen Wochenende, mein Herr."

Diesmal gab er sich mit einer lobenswert kurzen Auskunft zufrieden.

„Während der Woche waren Sie nicht hier?"

„Nein, das ist jetzt kaum möglich. Urlaubszeit, Sie verstehen, auch in unserem Gewerbe, da wird jede Hand gebraucht, die eine Brennschere halten kann, da muß auch der Chef 'ran."

„Verstehe", murmelte Oberleutnant Kunze. Warum drückt sich der Friseur, einfach aufzuzählen, wer im

Haus wohnt? Es weiß doch ohnehin jeder, und man könnte es leicht bei der Meldestelle herausbekommen. Warum sagt er also nicht: Hier wohnen ich und meine Frau und mein Sohn und meine Mutter? Warm sagt er das nicht? War er etwa doch schon gestern hier, hat etwas entdeckt und versucht nun, Nebel zu machen? Dem Oberleutnant paßte es nicht, daß dieser sich harmlos stellende Mann, der cleverer war, als man auf den ersten Blick vermuten konnte, ihn an der Nase herumführte. Also mußte er deutlicher werden.

„Sie haben doch wahrscheinlich Kinder?"

„Nicht Kinder, einen Sohn."

„Und Ihr Sohn wohnt hier im Haus?"

„Wo sollte er sonst wohnen? Er geht hier zur Schule."

„Wo ist Ihr Sohn?"

„Wo ist mein Sohn? Das ist schon wieder solch eine Frage, die mir zeigt, daß ich mit meiner Lebensart bei Ihnen auf wenig Verständnis stoße. Woher soll ich wohl wissen, wo mein Sohn ist, wenn ich soeben hier eingetroffen bin und ihn nicht vorfinde?"

„Ist er auch ein Schmetterling?" wagte Unterleutnant Worms einzuwerfen, was ihm einen strafenden Blick des Friseurs einbrachte. Rüdiger Ball verhandelte nicht mit „Untergebenen".

„Sie werden doch wissen, wo Ihr Sohn ist", sagte Worms etwas schärfer.

„Heute war der letzte Schultag, da muß er wohl sein Zeugnis abgeholt haben, oder nicht? Verstehen Sie endlich: Wir wollen wissen, wo Ihr Sohn ist, und auch, wo Ihre Mutter ist, deren Anwesenheit, deren ständigen Wohnsitz hier im Haus Sie noch nicht erwähnt haben. Wo sind die beiden?"

Der Friseur wandte sich nun ausdrücklich an Oberleutnant Kunze, indem er dem anderen unbequemen Frager den Rücken zukehrte.
„Wenn mich nicht alles täuscht, ist das hier ein Verhör. Ich kann also von Ihnen erwarten, daß Sie mir den Grund nennen."
Diese Wendung hätte Oberleutnant Kunze lieber vermieden. Er konnte doch dem Mann nicht so einfach ins Gesicht sagen: Ihr Sohn hat Ihre Mutter ermordet, nun suchen wir nach der Leiche und nach dem Täter. Er hielt den Mord nach wie vor für unwahrscheinlich, dennoch war hier irgend etwas nicht in Ordnung. Er gab eine ausweichende Antwort.
„Wir brauchen Ihren Sohn für eine Zeugenaussage. Der Sachverhalt ist zwar nicht besonders dringend, aber wir möchten ihn auch nicht auf die lange Bank schieben."
Rüdiger Ball schien nachzudenken. Draußen war es inzwischen fast dunkel geworden. Unterleutnant Worms war die wenigen Schritte zum Fenster gegangen. Der Garten und der See lagen im Halbdunkel vor seinen Augen. Da sah er, daß sich am Ufer etwas bewegte. Die anderen konnten es von ihren Plätzen aus nicht wahrnehmen. Er trat vom Fenster zurück und sagte: „Lassen Sie sich nicht stören, ich gehe nur einmal vor das Haus."
„Die Toilette ist dort hinter der Tür rechts", sagte der Friseur.
„Danke für den Hinweis, aber ich will an die Luft."
Was ist denn mit dem los, überlegte Oberleutnant Kunze. Wäre er doch auf die Toilette gegangen, vielleicht hätte er sich den hinter der Tür liegenden Teil des Hauses

etwas genauer ansehen können, während wir hier sitzen und reden.

Worms blieb im Schatten des Hauses stehen. Er suchte nach einer Gestalt. Es war nicht möglich, daß er sich getäuscht hatte. Da war jemand vom See her in den Garten gegangen. Doch alles lag still vor ihm. Hatte der Fremde das Grundstück in der Zwischenzeit wieder verlassen?
Die Augen des Unterleutnants hatten sich auf die Dunkelheit eingestellt. Plötzlich sah er eine Bewegung am Boden. Er beobachtete nur diese Stelle. Kurze Zeit blieb alles ruhig, dann sah er jemanden aufspringen und zum See laufen. Worms war darauf gefaßt, die Entfernung betrug nicht mehr als zehn Meter. Noch während er loslief, forderte er den Flüchtenden auf stehenzubleiben. Am Ufer holte er ihn ein. Es war ein junger Mann.
„Wat is los? Wat woll'n Sie von mir?"
„Volkspolizei, Unterleutnant Worms. Sie sind vorläufig festgenommen."
Der junge Mann leistete keinen Widerstand.
„Was haben Sie hier auf dem Grundstück zu suchen?"
„Ick? Auf das Grundstück? Nischt habe ick jesucht. Ick bin Kahn jefahren, und da mußte ick mal. Deshalb bin ick an Land jegang'n. Sollte ick vielleicht ins Wassa piss'n? Schon mal wat von Hyjene jehört?"
„Kommen Sie mit ins Haus", sagte Unterleutnant Worms.

Oberleutnant Kunze war überrascht, als er die beiden eintreten sah.

Worms wandte sich an den Friseur: „Dürfen wir hereinkommen? Dieser Mann schlich in Ihrem Garten umher, als suche er etwas. Ich habe ihn schon vom Fenster aus beobachtet, während wir uns unterhielten."
„Aber natürlich, kommen Sie herein." Rüdiger Ball stand auf und machte eine seiner einladenden Armbewegungen. „Platz ist hier genug."
Erst als die beiden näher kamen, erkannte er den Fremden und stutzte: „Sie, Polta?"
Worms bekam einen Schreck. Die kennen sich. Was hatte er sich nun schon wieder eingebrockt? Er war diesmal fest davon überzeugt, einen guten Fang gemacht zu haben.
„Das ist Erich Polta", erläuterte der Friseur. „Er hat sich bei mir manchmal etwas Geld zusätzlich verdient, indem er im Garten gearbeitet oder Holz gehackt hat."
Worms versuchte, seine Unsicherheit zu verbergen.
„Können Sie sich ausweisen?" fragte er den jungen Mann.
„Meinen Sie, ick schlepp' det Ding mit, wenn ick Kahn fahre?"
„Sie sprechen von Ihrem Personalausweis?"
„Wovon denn sonst? Wenn ick ihn valier, kostet mir det fuffzig Emm, und so dicke hab ick's nich. Nee, da lass' ick det Ding lieba zu Hause."
„Noch einmal: Was haben Sie an der Stelle gesucht, als ich Sie aufgescheucht habe?"
„Det hab' ick doch schon erklärt."
„Erzählen Sie mir keine Märchen. Ich habe genau gesehen, wie Sie am Boden gehockt und mit den Händen gegraben haben."
„Bin ick 'n Hund?"

Nun mischte sich Oberleutnant Kunze ein.
„Ich glaube, es ist am besten, Sie kommen mit uns zum Volkspolizeikreisamt. Dort werden wir feststellen, wer Sie sind."
„Ick bin Erich Polta, det hat doch der Mann hier ooch bestätigt. Wat müss'n Sie mir denn dazu verhaft'n?"
Oberleutnant Kunze wandte sich an Unterleutnant Worms und bat: „Nehmen Sie den jungen Mann schon mit in den Wagen, ich komme gleich nach."
„Herr Ball", sagte er, als sie allein waren, „ich will Sie nicht länger aufhalten. Teilen Sie mir bitte nur noch mit, wo Ihre Mutter und Ihr Sohn sind."
Der Friseur schien etwas fahrig.
„Ich kann es Ihnen nicht sagen. Sie sind nicht hier. Eine Nachricht haben sie auch nicht hinterlassen. Aber das ist nicht außergewöhnlich. Meine Mutter hat einen großen Bekanntenkreis, manche wohnen hier, manche dort, sie besucht sie reihum, und mein Sohn begleitet sie fast immer dabei. Sie bleiben zwei oder drei Tage, dann sind sie wieder hier. Wir sprechen gar nicht darüber, ich sagte ja schon, das ist nicht außergewöhnlich bei uns. Das hier ist keine Kaserne, die man nur verlassen darf, wenn der Chef seine Einwilligung gegeben hat."
„Ich danke Ihnen, Herr Ball." Oberleutnant Kunze ging langsam zur Tür. Dann drehte er sich noch einmal um und zog aus seiner Aktentasche die Handtasche, die Unterleutnant Worms auf dem Grundstück gefunden hatte. Er hielt sie dem Friseur hin.
„Kennen Sie diese Tasche? Gehört sie vielleicht Ihrer Mutter?"
Rüdiger Ball betrachtete den ihm vorgehaltenen Gegenstand ohne großes Interesse.

„Mag sein", sagte er. „Meine Mutter hat viele solcher Taschen, ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß diese Handtasche ihr gehört. Sie ist wohl schon älter, wenn ich nicht irre. Es könnte sein, daß es ihre ist, aber ich will mich nicht festlegen. Wenn das wichtig ist, so fragen Sie sie am besten selbst, sie wird bestimmt in einigen Tagen wieder zu Hause sein. Ich werde ihr einen Zettel hinterlassen, sie kann Ihnen Bescheid geben, sobald sie eintrifft. Doch wie kommen Sie zu dieser Tasche?"
„Das werde ich Ihrer Mutter erklären, wenn ich sie in den nächsten Tagen treffe."
Damit verabschiedete sich der Oberleutnant und stieg zu den beiden anderen in den Wagen.

Ich weiß nicht, warum ich so bald wieder denselben Weg durch den Wald zur Badestelle gehe. Vielleicht erwarte ich, den Jungen, der angeblich seine Großmutter ermordet hat, wiederzusehen, obwohl ich mir dauernd sage, daß die Angelegenheit für mich erledigt ist, seitdem ich sie der Volkspolizei übergeben habe.
Heute ist Betrieb an der Badestelle. Kein Wunder, die großen Ferien haben begonnen, und der schönste Ferientag ist doch immer der erste. Ob sie den Jungen schon gefunden haben? Lange wird so etwas wohl nicht dauern. Gelegentlich werde ich mich danach erkundigen, falls es mir Eberhard Kunze nicht von sich aus mitteilt.
„Guten Tag."
Halb abwesend erwidere ich den Gruß. Wer kennt mich hier?
Ein Mädchen steht mir gegenüber, es ist hoch auf-

geschossen und trägt einen Bikini. Es hätte sich auch einen Fuchspelz um die Schultern legen können. Doch ein Bikini scheint von einem gewissen Alter an ein Statussymbol zu sein.
„Wo ist Hannibal?“ fragt mich das Mädchen.
„Wer?“
„Hannibal — der Junge, mit dem Sie neulich hier gestanden haben.“
„Ist das sein Name?“
„Er wird von uns so genannt.“
„So, das wußte ich nicht.“
Ich bin also beobachtet worden. Es wundert mich ein wenig, denn an diesem Tag war hier kaum jemand zu sehen. Was will dieses Mädchen, diese Beinahe-Frau von mir?
„Ich dachte nämlich, Sie kennen ihn. Oder nicht? Sie haben sich doch mit ihm unterhalten?“
Es klingt wie ein Verhör.
„Wir sind uns zufällig hier begegnet und haben über dies und jenes gesprochen, es war nicht von Bedeutung. Sie sehen ja selbst, ich kannte nicht einmal seinen Namen.“
„Er heißt Hans Ball und geht in meine Klasse. Doch gestern, am letzten Schultag, war er nicht mehr da, hat nicht mal sein Zeugnis abgeholt. Ist wohl auch nicht wichtig für ihn. Klassenbester. Ich wollt' bloß fragen, ob er krank ist oder so... Doch Sie können zu mir ruhig ‚du‘ sagen.“
Während wir miteinander sprechen, gehen wir vor der Badestelle auf und ab. Ich muß gestehen, daß mir das gar nicht paßt. Vor kurzem bin ich hier mit einem Jungen gesehen worden, der inzwischen verschwunden ist, jetzt laufe ich mit dieser Halbwüchsigen herum.

„Nein, ich weiß nichts von diesem Jungen", sage ich. „Wir haben uns rein zufällig etwas unterhalten. Er sprach von seiner Großmutter."
„Von seiner Großmutter spricht er immer. Ist ja auch die einzige, die sich um ihn kümmert."
„Wie ist das Verhältnis zwischen den beiden?"
„Was weiß ich — mal gut, mal schlecht", orakelt das Mädchen.
„Und du, findest du ihn nett, den Hannibal?"
„Der gibt sich mit Mädchen wie mir nicht ab. Der ist — na, ich will mal sagen, ein bißchen hochnäsig. Natürlich ist er auch echt schlau. Manchen imponiert das. Doch Freunde hat er nicht."
„Und seine Großmutter? Wie ist sie?"
„Vornehme Frau, kann ich Ihnen sagen. Sie hängt sicher sehr an Hannibal. Tut alles für ihn. Doch warum fragen Sie? Ich denke, er hat Ihnen selbst etwas von seiner Großmutter erzählt!"
„Das schon. Aber ich bin nicht recht schlau daraus geworden. Eigentlich hat er sich mehr über sie beklagt."
„Kenn' ich. Das tut er öfter. Doch manchmal gibt er auch mit ihr an."
„Weshalb verhält er sich so?"
Das Mädchen denkt nach.
„Ich habe auch eine Großmutter", sagt es dann. „Manchmal fahre ich zu ihr, mit der Bahn. Sie wohnt nicht weit weg. Dann verbringe ich bei ihr eine dufte Zeit. Ehrlich! Wissen Sie, wie Eltern sind? Meine Mutter ist sehr streng. Da heißt es nur ewig: Dein Rock ist zu kurz, deine Jeans sind zu eng, die Bluse kannst du nicht tragen, da solltest du nicht hingehen, bis zwanzig Uhr bist du mir aber zu Hause und so weiter. Vater ist schon besser. Der

läßt mich in Frieden. Wenn ich mal sauer bin, dann gibt er mir einen Klaps auf den Hintern und schiebt mir einen Zwanzigmarkschein zu, damit ich mir etwas kaufen kann. Es wäre noch besser mit ihm, wenn er mehr Zeit hätte. Doch Zeit hat nur meine Großmutter. Mit der kann ich so richtig quatschen. Und das finde ich prima. Die Eltern, das ist Alltag, Montag bis Sonnabend, aber Großmutter, das ist Sonntag."

„Würdest du gern immer bei deiner Großmutter leben — wie Hannibal?"

„Immer? Ich glaube nicht. Das wäre ununterbrochen Sonntag. Nein, die Eltern müssen schon sein, auch wenn sie ihre Macken haben."

Dabei kommt nichts heraus, denke ich. Hoffentlich verschwindet das Mädchen bald. Glücklicherweise scheint es dasselbe zu denken.

„Also, wenn Sie nicht wissen, wo Hannibal ist..."

„Nein, ich weiß es wirklich nicht."

„Ist nicht weiter schlimm. Ich werd's schon erfahren. Ich wohne auch in Alt-T. wie er, nur am anderen Ende."

Das Mädchen winkt mir kurz zu, dreht sich um und ist mit ein paar Sprüngen im Wasser, schaut sich nicht mehr um, sondern schwimmt schnell der Mitte des Sees zu.

Ich denke über die Begegnung nach. Warum hat die Kleine mich angesprochen? Mir kommt ein Verdacht auf. Ob Hannibal sie vorgeschickt hat, um zu erkunden, was ich unternommen haben könnte? Unsinn! Aber das Mädchen hat mich, ohne es zu wollen, auf einen Gedanken gebracht. Würde Hannibal auch sagen, daß der ständige Umgang mit der Großmutter ein nicht endender „Sonntag" sei? Was ist mit seinen Eltern? Haben sie auch nur keine Zeit für ihn, oder mögen sie ihn

nicht? Hat er etwa die alte Frau umgebracht, weil er es satt hatte, ein „Großmutter-Kind“ zu sein?
Also: Er hat sie ermordet. Nach der Tat erst wird ihm klar, in welche Lage er sich gebracht hat. Er muß die Leiche beseitigen. Er vergräbt oder verbrennt sie. Doch damit gewinnt er keine Ruhe. Er begreift plötzlich, daß ein Mensch keine Ameise ist, die man zertreten kann, ohne danach gefragt zu werden. Ein Mensch ist so nicht wegzuschaffen, er ist etwas Einmaliges. Seine Geburt, seine Heirat und sein Tod werden registriert. Alles bleibt über lange Zeit hin nachprüfbar.
Weiter: Der Junge verläßt das Haus, läuft draußen umher und trifft schließlich im Wald auf einen ihm Unbekannten. Spontan gesteht er diesem Fremden die Tat. Vielleicht tut er es instinktiv, vielleicht hat er die Hoffnung, der Gesprächspartner könnte sagen: Das ist doch alles gar nicht geschehen, das hast du geträumt, geh' nach Hause, deine Großmutter lebt, sie erwartet dich sicher schon. Was aber geschieht? Ich fordere ihn auf, sich der Polizei zu stellen, ich mache sogar Anstalten, ihn festzuhalten. Da wird er wach. Er erkennt, daß er von nun an verfolgt werden wird. So tut er das, was alle getan haben und tun werden, die einen Menschen auf dem Gewissen haben, er flieht und versteckt sich. Mit der Tötung eines Menschen hat der Mörder alle Menschen gegen sich, keinem kann er mehr trauen, dem Fremden nicht und nicht dem besten Freund.
Deshalb ist er am letzten Schultag fortgeblieben. Der Klassenlehrer und jeder, der ihm begegnet wäre, hätte für ihn zur Frage nach dem Menschen ansetzen können, den er getötet hat.

Ich gehe nach Hause und werde Eberhard Kunze anrufen, um ihm mitzuteilen, was ich von dem Mädchen erfahren habe.

Der junge Mann, den Unterleutnant Worms im Garten der Balls festgenommen hatte, erwies sich in der Tat als Erich Polta. Und dieser Erich Polta war bei der Aussage geblieben, die er schon nach seiner vorläufigen Festnahme gemacht hatte.
Da man ihm nichts Gegenteiliges nachweisen konnte, die Handtasche wurde ihm zunächst nicht gezeigt, durfte er, nachdem er das Protokoll unterschrieben hatte, wieder gehen.
Das hat uns also nicht weitergebracht, dachte Oberleutnant Kunze und schob das Protokoll beiseite.

Der DACIA vor dem Hauptgebäude der Gärtnereigenossenschaft fiel an diesem Morgen nicht besonders auf. Zu der Zeit kam und fuhr dort mancher Wagen.
Rüdiger Ball lief auf dem Gehsteig hin und her und sah mitunter auf die Armbanduhr. Er war es nicht gewohnt zu warten. Sollte er das Gebäude der Genossenschaft betreten? Es schien ihm gegen seine Überzeugungen zu sein, dort nach einem Hilfsarbeiter zu fragen. So blieb nichts weiter übrig, als hier auf Erich Polta zu warten. Wie er es haßte, einem anderen nachzulaufen. In seinem Laden war das anders. Wollte er etwas, so ließ er diejenige rufen, er selbst aber blieb in seinem kleinen Büro hinter dem Schreibtisch, die Hose etwas hochgezogen wegen der Bügelfalte und die Jacke geöffnet, damit die Krawatte besser zur Geltung kam.
„Na, Chef, schon so früh aus den Federn?“

Das war Erich Polta.
Rüdiger Ball fand den Ton unverschämt und ging nicht darauf ein.
„Sie sind mir einige Erklärungen schuldig", begann er, ohne Polta die Hand zu geben. „Ich hätte erwarten können, daß Sie mich am Sonntag einmal aufsuchten. Oder nicht?"
„War doch nischt, Chef", sagte der Hilfsarbeiter.
„Was war nicht? Wir hatten vereinbart, daß Sie am Sonnabend oder Sonntag die tintengrünen Fliesen liefern. Ich wartete auf Sie, statt dessen erschienen zwei Herren von der Kriminalpolizei, saßen und standen stundenlang herum, ohne erkennen zu lassen, was sie eigentlich wollten. Mein Gedanke war nur: Ein Glück, daß der Polta erst am Sonntag mit den Fliesen kommt. Ich habe von Anfang an ein dummes Gefühl dabei gehabt."
Erich Polta paßte diese Unterhaltung am Morgen gar nicht. So versuchte er, an dem Friseur vorbei in das Haus der Genossenschaft zu gelangen.
„Ick komm' zu spät uff Arbeet."
Doch Rüdiger Ball hielt ihn am Ärmel fest. Seine Stimme zitterte ein wenig, als er zur Sache kam.
„Ich will eine klare Antwort. Wann kommen die Fliesen?"
„Doch nich so laut, Chef. Vasprochen is vasprochen. Die Fliesen sind ja ooch nich das Problem, die sind schon uff Numma Sicha. Bloß der Transport, da hapert's. Soll ick die Dinga v'leicht einzeln in die Hosentasche stecken? Na also!"
„Das alles sind Ihre Probleme. Ich will nur wissen, wann die Fliesen kommen."

„Sag'n wa nechstet Wochenende. Jut? Ick lass' ma wat einfall'n."
„Herr Polta, hören Sie auf, mich zu vertrösten. Darauf falle ich nicht mehr 'rein. Tausend Mark auf die Hand, und den Rest bei Lieferung der Fliesen, haben Sie selbst gesagt. Die tausend Mark haben Sie schon vor Wochen bekommen. Wann erhalte ich die Fliesen?"
„Ick muß uff Arbeet."
„Sie gehen nicht, bevor Sie mir nicht eine verbindliche Antwort gegeben haben. Ich bin ziemlich sicher, daß Ihnen auch bis zum nächsten Wochenende nichts einfällt. Soll ich mal mit Ihnen zusammen ins Haus gehen und mit Ihrem Chef sprechen?"
„Sie ham wohl nich alle? Sie hab'n von Anfang an jewußt, det ick selba nich mit Fliesen handle, woll'n Sie det leugnen? Sehn Sie, Sie sitzen ooch mit drin in Ihra jrünen Tinte, und die Kripo wird Ihn'n noch hopp nehmen, nich mir."
Rüdiger Ball spürte sein Herz bis zum Hals hinauf. Er hatte gewußt, daß er diesem Subjekt nicht gewachsen war. In seinem Salon herrschte eine andere Atmosphäre. So beschloß er, etwas zurückzustecken.
„Wir wollen uns doch nicht streiten, Herr Polta. Verstehen Sie bitte, es geht um den Fliesenleger, den ich an der Hand habe. Der ist auch an seine Termine gebunden und wartet nicht, bis ich pfeife. Ich hatte ihm fest versprochen, daß er das Bad noch an diesem Sonntag machen kann. Und wie stehe ich nun da?"
„Is Ihr Bier", sagte der Hilfsarbeiter ungerührt. „Ick tu, wat ick kann, aba hexen kann ick nich."
„Also gut, ich verlasse mich auf Sie, die Fliesen kommen bestimmt am nächsten Wochenende?"

„Woll'n wa't hoffen."
„Noch eins, Herr Polta, was hatten Sie bei mir im Garten zu tun, als Sie der Polizist aufstöberte?"
„Jetzt fang'n Sie ooch damit an. Ick hab' doch jesagt, wat ick im Jart'n jemacht hab'. Jenügt det nich?"
„Die Polizei hat Sie mitgenommen und verhört. Worum ging es denn?"
„War nischt jewes'n. Wär' ick sonst hier? Doch hör'n Sie, jetz is Sense. Ick will da drin nich Ihretwejen noch Ärjer kriejen. Sie hör'n von mir."
Der Hilfsarbeiter riß sich aus Rüdiger Balls Griff los und betrat das Haus der Gärtnereigenossenschaft.
Der Friseur wußte nicht recht, ob er mit dem Erreichten zufrieden sein konnte. Auf was hatte er sich da eingelassen?
Die elfenbeinfarbenen Fliesen im Bad waren zwar nicht schlecht, doch er hatte schon immer von „tintengrünen Fliesen" geträumt, nur damals, als er baute, waren die nicht aufzutreiben gewesen.
Er ging zu seinem Wagen, stieg ein und fuhr der nächsten Autobahneinfahrt entgegen.

Als Erich Polta gesagt wurde, es warte jemand auf ihn ihm Büro, dachte er sogleich an den Friseur. War der tatsächlich noch einmal zurückgekommen? Konnte er nicht die Zeit abwarten? Was gab es denn zu den Fliesen noch zu sagen?
Etwas verdrossen ging der Hilfsarbeiter zum Hauptgebäude der Genossenschaft. Den Duttdreher sollte der Teufel holen. Er hatte ihm doch klar und eindeutig gesagt, daß er nicht hier im Betrieb über die Sache sprechen wollte. Im Büro saßen die Tippsen und spitzten

die Ohren, und man mußte sich jedes Wort genau überlegen.
Polta nahm sich vor, die Tür ganz lässig zu öffnen und dabei laut zu gähnen. Der Friseur sollte nur nicht glauben, daß er ihn auf Trab bringen könnte. Er schaute, als er die Tür ganz sacht aufzog, in die rechte obere Ecke des Büros, war sehr zufrieden, dort eine Wespe oder etwas Ähnliches zu entdecken, etwas, das ihm als Blickfang dienen konnte, dann gähnte er laut.
„Sie sind aber müde", sagte es hinter dem Schreibtisch, und Erich Polta bekam es mit der Angst, denn es war nicht der Friseur, der dort saß, sondern der Unterleutnant.
„Wat woll'n Sie denn schon wieda? Is man nich mal uff Arbeit vor Ihn'n sicha?"
„Es kommt darauf an, was Sie unter Arbeit verstehen", sagte Worms. „Setzen Sie sich dort hin, ich habe einige Fragen an Sie."
Jetzt erst sah Erich Polta, daß das Büro geräumt war. Nicht einmal die Sekretärin der Genossenschaft, die hier sozusagen zum Inventar gehörte, saß auf ihrem Drehstuhl hinter der Schreibmaschine. Kein Mensch, nur dieser „Bulle". Das war kein gutes Zeichen. Hatte der Friseur ihn am Ende doch verpfiffen? Störrisch setzte er sich auf den ihm angebotenen Stuhl und starrte vor sich auf den Fußboden.
„Machen Sie sich keine Illusionen", sagte Worms. „Jetzt, in dieser Stunde, wird auf einer Baustelle kontrolliert, ob Material fehlt. Sie werden schon wissen, was ich meine."
Der Hilfsarbeiter schwieg.
„Ich bin nicht auf Ihre Aussage angewiesen. Wir

bekommen auch ohne Sie heraus, was wir wissen wollen. Ihre Lage ist hoffnungslos, doch Sie verbessern sie nicht durch Ihr Schweigen. Was haben Sie auf der Baustelle des Ferienheims gestohlen?"

„Fliesen."

Nun kam die Sache ins Rollen. Erich Polta berichtete von der Anfrage des Friseurs. In einer verzweifelten Stimmung erzählte der Hilfsarbeiter alles haarklein, nannte sogar den Namen des Bauarbeiters, mit dem er den Plan, die Fliesen zu besorgen, ausgeheckt hatte. Man war entschlossen, die Menge, die der Friseur benötigte, beiseite zu schaffen. Das dauerte längere Zeit, dann aber lagen die Fliesen in einem sicheren Versteck im Wald. Sie brauchten nur abgeholt zu werden. Den Wagen dafür sollte ein Junge, ein Sechzehnjähriger, ein entfernter Bekannter, besorgen. Wer konnte ahnen, daß der so dämlich war, einen TOURIST mit leerem Tank zu klauen. Denn als er, Erich Polta, nachts zu dem vereinbarten Platz kam, stand der Wagen zwar da, aber er nützte ihm nichts, weil er sich nicht fortbewegen ließ.

„Da ist noch etwas: Sie haben diesem Jungen, den wir bereits kennen, ein Portemonnaie mit über zwanzig Mark geschenkt. Woher hatten Sie das Portemonnaie?"

„Det hab' ick ooch jeschenkt bekommen."

„Von der alten Frau Ball?"

„Nee, von Hans, wat ihr Enkel is."

„Fanden Sie das nicht merkwürdig, daß der Hans Ihnen ein Portemonnaie seiner Großmutter schenkt?"

„Nee, wat is schon dabei?"

„Ich will Ihnen sagen, was ich glaube: Sie haben der alten Frau die Handtasche mit dem Portemonnaie gestohlen."

„Nischt hab' ick gestohl'n. Der Hans hat mir det Ding jeschenkt, weil ick ihm 'n Jefall'n jetan hab'."
„Sie scheinen ein sehr großzüger Mensch zu sein. Dem Vater tun Sie einen Gefallen und klauen für ihn tintengrüne Fliesen, dem Sohn tun Sie einen Gefallen, darf man wissen, worum es ging?"
„Is ja nun alles scheißegal. Ick hab' ihm 'n Messa vakooft, det ick in'n Wald gefund'n hab', war aus'm Krieg, Bajonett oda wie det heeßt. War schon bißchen rostig, aba ick hab' det wieda poliert. Der Quade war janz scharf auf sowat. Er hätt' ooch 'ne Nullachter jenomm'n, aba sowat looft nich bei mir."
„Und zum Dank hat der Hans Ball Ihnen das Portemonnaie seiner Großmutter mit Inhalt geschenkt?"
„Sag' ick doch."
„Das nehme ich Ihnen nicht ab. Ich bleibe dabei: Sie haben die Handtasche gestohlen, das Portemonnaie an sich genommen und die Tasche hinten im Garten der Balls vergraben, weil Sie mit der nichts anfangen konnten. Und wenn sie im Garten der Balls lag, konnte niemand auf den Gedanken kommen, daß Sie etwas damit zu tun gehabt haben. Der Verdacht mußte eher auf den jungen Ball fallen. Plötzlich bekamen Sie Bedenken. Es würde viel hin und her gefragt werden, sollte man die Tasche finden, und wer weiß schon, ob man dem Jungen nicht mehr geglaubt hätte als Ihnen. Da kamen Sie am Sonnabend zurück, um die Handtache aus dem Versteck zu holen. Wahrscheinlich wollten Sie sie lieber verbrennen oder im See versenken, nicht wahr? Bei diesem Besuch habe ich Sie erwischt. Sie konnten schließlich nicht wissen, daß die Handtasche gar nicht mehr dort war, die hatten wir schon vorher gefunden. Also?"

„Ick sag' nischt mehr."
„Dann sage ich Ihnen etwas: Sie haben nicht nur das Fliesengeschäft mit dem Friseur eingefädelt, Sie haben noch etwas viel Schlimmeres getan. Sie haben die alte Frau Ball umgebracht."
„Ick werd' varückt. Die Olle is tot? Det fehlt noch. Aber damit hab' ick nischt zu tun, det war der Bengel. Der hat imma jesagt, die Olle wird noch krepiern, und: die braucht keene Handtasche mehr."
Draußen hielt ein Wagen des Volkspolizeikreisamtes. Unterleutnant Worms beendete die Vernehmung.
„Sie sind vorläufig festgenommen, Herr Polta."

Das Telefon läutet.
Eberhard Kunze sagt mir, ich solle, wenn ich Zeit hätte, sofort nach Alt-T. fahren, in die Hölderlinstraße, zu den Balls.
Welch eine Überraschung. Ich bin schon fertig, nehme den Wagen und mache mich auf den Weg nach Alt-T. Das Haus finde ich leicht. Ich läute, und es dauert nur einen Augenblick, bis es summt. Mit wenigen Schritten bin ich an der Haustür.
Ich habe Mühe, meine Verwirrung zu verbergen, denn da steht sie vor mir, die alte Dame.
„Sie sind gewiß der Herr, von dem der Oberleutnant gesprochen hat", begrüßt sie mich.
Ich nenne meinen Namen.
„Dann kommen Sie doch bitte ins Haus. Dort können wir uns ungestört unterhalten."
Mir gelingt es, mich zu fangen. Eberhard Kunze hätte schließlich eine Andeutung machen können. Was soll ich nun eigentlich hier?

„Eine dumme Sache", sagt sie. „Mein Sohn, das müssen Sie wissen, hat einen gutgehenden Frisiersalon in Berlin. Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann, und er hat das schöne Haus hier nach seinen Plänen und Ideen bauen und einrichten lassen. Meine Schwiegertochter — ich will sie nicht herabsetzen, sie hat als Künstlerin auch ihren Anteil an der Gestaltung des Hauses gehabt. Doch eigentlich ist das Haus die Idee meines Sohnes. Er liebt es sehr und ist bestrebt, ständig etwas zu verbessern. Da hatte wohl eine der Fliesen im Bad einen Sprung, eine schlimme Sache war es nicht, aber mein Sohn ist Ästhet, er will, daß alles, was ihn umgibt, makellos ist. So setzte er sich eben in den Kopf, die alten Fliesen rausreißen und neue legen zu lassen. Nur, er fand nicht die, die er suchte. Sie sollen nämlich tintengrün sein, wie er sagt."

Die alte Dame macht eine Pause, erhebt sich, geht federleicht, holt aus einer Vitrine zwei Gläser und eine fremdartige Flasche, die sie mir vor die Augen hält.

„Sie trinken doch einen Orangensaft?"

Ich stimme zu. Wo mag der Enkel sein? Und warum erzählt sie mir von ihrem Sohn und seinen Ideen, das Bad mit grünen Fliesen auszulegen? Frau Ball schenkt uns Saft ein und fährt dann fort: „Mein Sohn hat alle Welt nach diesen grünen Fliesen gefragt. Hätte er nur diesen Herrn Polta aus dem Spiel gelassen, ich mag ihn gar nicht, er ist so ordinär und ungepflegt. Doch unglücklicherweise hat mein Sohn auch ihn nach den Fliesen gefragt, und der Herr Polta muß ihm wohl versprochen haben, sie beschaffen zu können. Nun sagen Sie mir ehrlich: War es Sache meines Sohnes, sich dafür zu interessieren, wie und woher dieser Polta die Fliesen beschafft?"

Glücklicherweise ist die Frage wohl mehr rhetorisch, und die alte Dame erwartet keine Antwort von mir. Sie fährt fort: „Ich will es kurz machen. Dieser Mensch, der Polta, hat die Fliesen gestohlen. Die Sache wurde ruchbar, und so geriet die Kriminalpolizei zu uns ins Haus. Ich hoffe nur, daß meinem Sohn daraus kein Schaden entstehen wird."
Auf diese Geschichte bin ich nicht vorbereitet.
„Lassen wir das", sagt sie. „Ich wollte Ihnen nur den Anlaß erklären, der mir die Ehre Ihres Besuchs eingebracht hat. Der Oberleutnant, der Sie angekündigt hat, führt die Untersuchungen in der Fliesengeschichte. Er fragte mich, als er hier war, ob ich bereit wäre, Sie zu empfangen. Und da er Sie mir empfohlen hatte, dachte ich, wir könnten gewiß ein wenig plaudern. Wahrscheinlich hätten wir ein interessantes Thema gefunden, gäbe es da nicht diese dumme Fliesengeschichte. Nun habe ich Sie sicher damit gelangweilt."
Ich mache mir Vorwürfe. Hätte ich das „Geständnis" des Jungen nur nicht ernst genommen. Weshalb hat er mir wohl diesen Bären aufgebunden? Wo mag er überhaupt stecken?
„Der Hans, Ihr Enkel, ist nicht im Haus", frage ich, um das Gespräch endlich auf ihn zu bringen.
„Er holt sein Zeugnis. Wir mußten Freitag früh nach Dresden fahren. Mein Bekannter, ein früherer Kapellmeister, hatte angerufen und gebeten, unseren Besuch um einen Tag vorzuverlegen. Da konnte Hans nicht mehr in die Schule gehen."
„Er wird vermutlich bald zurück sein?"
Ich will, daß wir nicht wieder vom Thema abkommen, denn ich möchte von Frau Ball etwas über ihre

Beziehungen zu dem Enkel erfahren. Was hätte mein Besuch sonst für einen Sinn?
Die alte Dame kommt mir unerwartet zu Hilfe.
„Der Hans und ich", sagt sie, „ein eigenartiges Gespann, werden Sie denken, die Alte und der Junge. Ich verstehe mich aber nicht als Großmutter für ihn, sondern als eine Art Gesellschafterin und als Haushälterin. Er hat bei mir alles, was er braucht. Jeden Wunsch lese ich ihm von den Augen ab. Sie sehen es, und ich bemerke es seit Jahren, daß sich Vater und Mutter wenig um ihn kümmern. Aber hat er nicht eine prächtige Entwicklung durchgemacht? Er ist klug, Klassenbester. Er weiß sich zu benehmen. Ich habe in seine Erziehung die wertvollsten Erfahrungen meines langen Lebens eingebracht. Ich bin Pädagogin gewesen. Er sollte keine mürrische Alte an der Seite haben, sondern einen gebildeten Menschen."
Frau Ball lächelte. Es scheint mir ein wenig Unsicherheit darin zu liegen, vielleicht auch die Furcht, ich, der Fremde, könnte den dünnen Schleier, den sie um ihr Verhältnis zu dem Enkel gehüllt hat, mit ungeduldigen Fragen zerreißen.
Wie konnte dieser Junge auch nur in Gedanken daraufkommen, diese Beziehung mit ihrem Tod zu beenden? Mußte er nicht wissen, daß er selbst den größten Schaden davon gehabt hätte?
„Sie sind also glücklich miteinander?" wage ich zu fragen.
„Gewiß", sagt sie. „Ich möchte behaupten, daß wir glücklicher sind, als je ein so ungleiches Paar gewesen ist. Ja — wir sind glücklich."
Wir werden in unserem Gespräch durch ein Geräusch an der Tür unterbrochen.

Die alte Dame springt auf, als sei sie bei etwas Verbotenem ertappt worden.
Da steht er in der Tür: Hannibal. Wie damals im Wald modisch gekleidet, sein Gesicht verrät nicht, was er denkt, es wirkt kühl und unnahbar. In der Hand hält er das Zeugnisheft.
„Mein junger Herr ist schon wieder zurück?"
Dem Jungen scheint diese Begrüßung in meiner Gegenwart zu mißfallen.
„Laß diesen albernen Blödsinn", sagt er. „Beseitige lieber den Schmutz dort vor der Tür."
„Den Schmutz?" fragt die alte Dame.
„Ja, den Schmutz. Hol Schaufel und Handfeger und bring das fort!"
Ohne erst vor die Tür zu sehen, verschwindet sie im Hausinnern. Der Junge kommt näher und hält mir seine weiße, gepflegte Hand zur Begrüßung hin.
„Hans Ball ist mein Name. Und wer sind Sie?"
Ich stelle mich ebenfalls vor.
„Haben wir uns schon einmal gesehen?" fragt er und sieht durch mich hindurch.
„Natürlich", sagte ich. „Erinnerst du dich nicht mehr? Vor ein paar Tagen im Wald an der Badestelle."
„Sie müssen sich täuschen", sagt er völlig unbewegt. „Ich jedenfalls habe Sie nie zuvor gesehen, und ich habe ein ausgezeichnetes Personengedächtnis."
Ich bin sprachlos.
Die alte Dame kommt mit dem Werkzeug und wirft mir dabei einen entschuldigenden Blick zu.
„Du sollst den Schmutz vor der Tür beseitigen. Der Herr will nämlich gehen, und er soll sich nicht seine Schuhe verunreinigen. Ich weiß überhaupt nicht, was all die

fremden Leute hier wollen. Erst dieser Polta, dieses ungehobelte Individuum, das deine Handtasche gestohlen hat, dann die Polizei und nun — der Herr da."
Ich höre, wie die alte Dame leise vor der Tür stöhnt, dann scharrt es auf den Steinen. Als sie zurückkommt, hält sie die Schaufel weit von sich.
„Eine Kröte. Du hast eine Kröte zertreten. Konntest du nicht besser aufpassen?"
„Ich habe es absichtlich getan. Was sitzt sie da herum und beglotzt unser Haus."
Der Junge geht an uns vorbei und verschwindet hinter der Tür zur Wohnung.
Ich bin schockiert und stammle eine Entschuldigung, es habe mich sehr gefreut, aber nun sei ich etwas in Eile. Henriette Ball, die noch immer die Schaufel in der Hand hält, begleitet mich nicht hinaus und fordert mich auch nicht auf wiederzukommen.

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1979
Lizenz-Nr.: 409—160/101/79 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Günter Lück
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 353 3
DDR 0,45 M

0,45

31235